

# Volksmacht

für Schlesien

mit den wöchentlichen Beilagen: „Unterhaltung“, „Aundfun“, „Sozialistische Literatur-Aundschau“, „Für die Frauen“, „Arbeiter-Sportbewegung“ u. der monatlichen Beilage „Für die Arbeiter-Jugend“

**Bezugspreis:** Die „Volksmacht“ erscheint wöchentlich 6 mal und ist durch die Haupt-Expediton: Fürststraße 4/6, durch die Buchhandlung der „Volksmacht“, Neue Graupenstr. Nr. 6 und Neue Tafelstraße 11, sowie durch alle Ausreiter zu beziehen. — Bezugspreis im voraus zu entrichten wöchentlich 0,42 Rmt. + 8 Pf. Trägerlohn + 0,50 Rmt. monatlich 1,75 Rmt. + 35 Pf. Trägerlohn + 2,10 Rmt. Durch die Post einzeln Zustellungsgebühren 2,46 Rmt.

## Organ für die werftätige Bevölkerung

Verlagsort und Hauptgeschäftsstelle Breslau 2  
Zersprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Ring 1206, Reibstion Ring 3141  
Postfach-Konto: Postfach-Ami Breslau Nr. 5852.  
Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, Fil. Breslau

**Anzeigenpreis:** Je Millimeter für geschäftliche Anzeigen aus Schlesien 14 Pf. auswärts 17 Pf. Anzeigen unter Text 20 Pf. Stellenangebote 10 Pf., Familienanzeigen, Stellengänge, Verlehn-, Veranlagungs- und Wohnungs-Anzeigen 7 Pf. Klein Anzeigen pro Wort 3 Pf., das feste Wort 4 Pf. Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis vormittags 11 Uhr (1 Tag vorher) in der Haupt-Expediton Fürststraße 4/6 oder in den Zweigstellen abgegeben werden.

Inverlangt eingesandte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beiliegt

# Keine Verschwörung in Japan.

### Lügenmeldungen der bürgerlichen Presse zum Zweck der kommunistischen Hehe. Wahr ist nur der Terror der japanischen Regierung gegen die Kommunisten.

London, 10. April. (Eigener Drahtbericht.)

Die am Dienstag verbreitete Alarmnachricht, daß man in Japan einer kommunistischen Verschwörung zur Ermordung des Kaisers auf die Spur gekommen sei und von der japanischen Regierung bereits 1000 Verhaftungen vorgenommen seien, hat sich als unzutreffend herausgestellt. Einem inzwischen in Tokio herausgegebenen offiziellen Bericht zufolge ist aber die japanische Regierung fest entschlossen, gegen die junge kommunistische Bewegung in Japan vorzugehen, die während der letzten Monate, insbesondere bei den Neuwahlen, aus ihrer bisherigen zeitweiligen Haltung herausgegangen war. Tatsächlich sind mehrere hundert Verhaftungen vorgenommen worden, weil „die kommunistische Organisation auf eine Abänderung des gegenwärtigen sozialen Systems des japanischen Reiches hinarbeitet“. Weitere Verhaftungen stehen bevor. Ueber 150 Verhaftete sind bereits gerichtet worden, insbesondere solche, bei denen angeblich direkte Beziehungen zu bolschewistischen Organisationen festgestellt werden konnten.

### Alberne Gespenstfurcht der japanischen Behörden.

Berlin, 11. April. Wie die Morgenblätter aus Tokio melden, erklärte der japanische Generalstaatsanwalt, daß die aufgedeckte kommunistische Verschwörung beweise, wie ernst Japans Lage sei. Die von den radikalen Gedanken eines anderen Volkes beeinflusste Verschwörung sei ernst zu nehmen als eine Kriegsdrohung von außen.

London, 10. April. Nach teilweiser Aufhebung der von der Polizei ausgeübten Zensur wird bekannt, daß die Polizei kürzlich 1013 kommunistische Agitatoren verhaftete, die sämtlich beschuldigt sind, an dem Komplott gegen den Kaiser beteiligt zu sein. Die Polizeiaktion gegen die Kommunisten hat mehrere Wochen in Anspruch genommen. Spätere Meldungen besagen, daß die Zahl der Verhafteten inzwischen auf 1600 gestiegen sei. Sämtliche ausländischen Kommunisten werden aus Japan ausgewiesen werden. Die japanische Regierung hat auch die Auflösung der Arbeiter- und Farmervereinigungen angeordnet.

Eine Verschwörung, an der über 1000 Menschen beteiligt sind? Das ist ja zum Lachen! Warum wird nicht gleich gemeldet, daß die Führer der Verschwörer ihre Anweisungen an ihre Leute durch die Zeitungen haben ergehen lassen? Unwahrscheinlicher als das, was die bürgerlichen Blätter — die Telegraphen-Union natürlich an der Spitze — zu melden wissen, wäre das auch nicht.

Wie lächerlich die Äußerung des japanischen Generalstaatsanwalts, daß in Japan eine weit verbreitete aufrührerische Bewegung bestünde, ist, geht übrigens allein schon daraus hervor, daß die klassenbewußte Arbeiterbewegung in Japan noch in den Anfängen steht, wie die letzten Wahlen erst wieder gezeigt haben. Denn die Arbeiterpartei hatte bei dieser ersten Wahl auf Grund eines sehr erweiterten Wahlrechts zwar einen recht schönen Erfolg, aber als eine Massenpartei kann man diese Partei heute danach doch noch nicht ansprechen. Welches der wahre Zweck der ganzen Kommunistenhege ist, zeigt die Auslassung des Generalstaatsanwalts übrigens sehr deutlich. Man will damit die Russen treffen, die Aktion der japanischen Regierung ist ein Druckmittel in der auswärtigen Politik. Außerdem aber ist es der Versuch der gegenwärtigen Regierung, sich im Amt zu halten. Vor ein paar Tagen ist nämlich ein Teil der Unabhängigen zur Opposition abgeschwenkt, so daß die Regierung in Gefahr ist, auch noch den letzten kümmerlichen Rest ihrer Mehrheit zu verlieren. Um das zu verhindern, soll dem japanischen Bürgertum einmal wieder ein gehöriger Schrecken eingejagt werden. Die Regierung will sich als der starke Hort der Ordnung erweisen. Dazu eignet sich ja die in allen Ländern gleichmäßig so beliebte Kommunistenhege besonders gut. Denn auch in Japan besteht der größte Teil des Bürgertums aus ängstlichen und politisch unwissenden Spiegern. Das ist das ganze Geheimnis der künstlichen Aufregung.

Diese Feststellung ist um so wichtiger, als gerade die deutsche nationale Presse sich bemüht, für den Reichsbahnskandal das republikanische Regime und die Linksparteien verantwortlich zu machen. Tatsache hingegen ist, daß die Unregelmäßigkeiten zuerst von der sozialdemokratischen Presse zur Sprache gebracht wurden und nur deshalb einen so großen Umfang annehmen konnten, weil die Reichsbahngesellschaft es nicht für nötig fand, sich um die öffentliche Kritik zu kümmern und weil die Regierung aus ihr nicht die notwendigen Konsequenzen zog.

Eine weitere Frage ist, inwieweit der Verwaltungsrat und der Vorstand der Reichsbahngesellschaft zur Haftung für die entstandenen Millionenverluste herangezogen werden können. Nach dem Handelsgesetzbuch und nach der Gesellschaftsordnung der Reichsbahn muß man diese Frage bejahen. Jedenfalls hat es an der notwendigen Sorgfalt der Geschäftsführung gefehlt, wenn man mehr als zwei Jahre dazu brauchte, um bereits bekannte Unregelmäßigkeiten überhaupt aufzuspüren.

## Die deutsch-polnischen Wirtschaftsverhandlungen

Kommen nicht vom Fleck. Auch der Versuch Deutschlands, zunächst durch Verhandlungen über das polnische Grenzgesetz und die Niederlassungsfrage aus dem gegenpärtigen unerquicklichen Zustand herauszukommen, war bisher ohne positiven Erfolg. Statt auf diesen Vorschlag eingegangen, verfiel man in Warschau auf den Ausweg, die Festsetzung des Programms der kommenden Verhandlungen, d. h. die Bestimmung über die demnächst zu behandelnden Fragen und den Termin des Zusammentritts der Kommissionen den bevollmächtigten Delegationsführern Hermes und Twardowski zu überlassen. Sie werden sich in diesen Tagen zu einer Besprechung in Wien zusammenfinden. Das ist auch kein Wunder, denn die Verweigerung von Zugeständnissen in der Niederlassungsfrage ist für Polen das Druckmittel, mit dem sie die Sabotage der eigentlichen Wirtschaftsverhandlungen durch Deutschland überwinden will.

Es ist also nach wie vor mit einem baldigen Abschluß der deutsch-polnischen Handelsverhandlungen nicht zu rechnen. Der tiefere Grund ist, daß man auf polnischer Seite von dem Ausgang der deutschen Reichstagswahlen größere deutsche Zugeständnisse erhofft und daher an einem schnellen Abschluß der Verhandlungen gegenwärtig kein Interesse hat, da sicherlich zu erwarten ist, daß die deutschen Wahlen einen Kurs nach links bringen. Eine neue Zusammensetzung der Reichsregierung dürfte den Verhandlungen in ihrer Gesamtheit förderlich sein.

## Ein reizender Landbundführer.

Aus dem in der Rhön gelegenen Kattennordheim kommt die Nachricht, daß der Bürgermeister Marschall gemeinsam mit dem Kassenbeamten Kellermann die Stadtkasse mit 29 000 Mark unberechtigterweise für sich in Anspruch genommen haben. Marschall ist führendes Mitglied des Landbundes und vom Landbund als Bürgermeister präsentiert worden. Die Aufdeckung der Unregelmäßigkeiten erfolgte durch den Vizebürgermeister. Von einem Eingreifen der Zentralbehörde in Weimar ist noch nichts bekannt.

## Der Landbund befiehlt Zahlungsverweigerung.

Weimar, 10. April. (Eigener Bericht.) Ein Vollziehungsbeamter einer thüringischen Kasse erhielt von einem Landwirt, bei dem er wegen hoher Beitragsrückstände pfänden sollte, dieser Tage folgendes Schreiben:

„Ihnen zur freundlichen Mitteilung, daß auf Beschluß des Landbundes die Zahlungen für die Krankenkassen sowie für Steuern vorläufig eingestellt und nicht mehr bezahlt werden dürfen. Die gesamte Landwirtschaft steht jetzt geschlossen hinter ihren Führern. Ein Eingriff Ihrer Behörde würde der Luftstakt zu einer großen unangenehmen Sache sein.“

Das ist nur ein Beispiel von den fast zahllosen Auswirkungen der Hege des thüringischen Landbundes. In hunderten von Fällen wurden die Vollstreckungsbeamten mit Erschießen bedroht oder mit hiesigen Hunderten von den Häfen gefehlt. Die sozialdemokratische Fraktion des thüringischen Landtages hat diese Zustände zum Anlaß einer Anfrage an die thüringische Regierung genommen.

## Gespannte Lage in Hankau.

Schlachten im Norden.  
Paris, 11. April. Nach den letzten aus Schanghai vorliegender Nachrichten scheint die Situation in Hankau ziemlich ernst zu sein, was durch die Abreise des französischen Admirals Stoh aus Schanghai bestätigt wird. Man befürchtet Unruhen in Hankau, aber im allgemeinen sind die Ausländer der Ansicht, daß die Anwesenheit des französischen Admirals und der Marinetruppen für das französische Vertragsgebiet einen genügenden Schutz darstelle.  
Wie aus Peking gemeldet wird, sind heftige Schlachten auf den drei Fronten im Gange. In dem Gebiet von Schanxi sind die Nordtruppen im Vorteil. Sie nahmen die Kohlengruben von Tzing-tjing ein.

# Die Schuldigen des Skandals.

### Die Mißstände sind jahrelang geduldet worden!

Der große Reichsbahnskandal, der die Öffentlichkeit nunmehr seit Wochen beschäftigt, hat Zustände ans Tageslicht gebracht, die man in dem größten deutschen Reichsunternehmen für unmöglich gehalten hätte. Die Reichsbahnverwaltung hat gegen einige Hauptschuldige die disziplinarische Unteruchung eingeleitet und sie zum Teil sogar des Amtes enthoben. Für die Öffentlichkeit stellte sich die Sache bisher so dar, als ob die auffeherregenden Vorgänge erst in allerletzter Zeit bekanntgeworden wären. Dem ist jedoch nicht so.

Der „Vorwärts“ und die übrige sozialdemokratische Presse haben bereits im April 1926 auf die Praktiken des Reichsbahnzentralamts hingewiesen; in den Veröffentlichungen wurden auch die Namen leitender Beamten, wie die des Direktors Neumann und des Oberbaurats Schälke genannt. Gefordert wurde, daß diese Leute vor einem parlamentarischen Untersuchungsausschuß Rechenschaft ablegen sollten.

Die Reichstagsmehrheit und das Reichsverkehrsministerium haben in der Sache glatt verjagt. Die bürgerlichen Parteien lehnten die Einsetzung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses ab. Im Anschluß an die heftige Kritik, die bereits im März 1926 an der Personal- und Betriebsführung der Reichsbahngesellschaft geübt wurde, hat der damalige Generaldirektor Dejer lediglich einen Informationsausschuß eingesetzt, der, wie sich jetzt herausstellt, zur Aufklärung der bereits damals bekannten Unterschleife nicht das Geringste getan hat.

Unter diesen Umständen ist es schwer, daran zu glauben, daß die jetzt eingeleitete Unteruchung einen besseren Erfolg haben wird, wenn nicht die gesamte Öffentlichkeit mehr als bisher auf die Unterschleife hinweist, die in den letzten zwei Jahren im Amtsbezirk des Reichsverkehrsministeriums zu verzeichnen sind. Es war im Jahre 1926, als der Freilod eines Reichsbahndirektors die skandalösen Unterschleife bekannt werden ließ, die bei der Anlage der Reichsbahnstrecken in Frankfurt a. O. entstanden waren. Die Sache ist damals nach einer langen Unteruchung lautlos begraben worden. Nicht anders war

es mit den Geschäften, die die Reichsbahn mit der Großfirma Dr. Kämpfert in Griesmerode bei Braunschweig abschloß und bei denen die Reichsbahngesellschaft durch das Verschulden des Direktors Neumann einen Schaden von 500 000 Mark erlitt. Zum Ausgleich dieses Verlustes schloß Neumann mit einigen kartellierten Berliner Firmen fünfjährige Verträge ab, die der Deutschen Reichsbahngesellschaft weitere schwere Schädigungen brachten. Es war im Mai 1926, also vor fast zwei Jahren, als der „Vorwärts“ die Nachprüfung der Geschäftsbücher, der Lieferverträge und der Korrespondenz des Reichsbahnzentralamts verlangte und dabei auch die Geschäftsbeziehungen mit dem Frankfurter Metallbank-Konzern, Gebr. Merten, und ihrer Berliner Niederlassung verlangte.

Die Reichsbahn „erledigte“ die damals erhobenen Bemerkungen mit nichtsagenden Erklärungen, die sich heute als wertlos und falsch herausgestellt haben.

Daher wirft sich die Frage auf, ob dieser Skandal überhaupt mit der Disziplinierung einiger Beamten beigelegt werden kann, nachdem die verantwortliche Leitung der Reichsbahn trotz öffentlicher Warnung die Mißstände jahrelang geduldet hat.

Nach dem Reichsbahngesetz vom 30. August 1924 mit der zum Gesetz gehörender Gesellschaftsordnung ist Vorstand und Verwaltungsrat der Reichsbahngesellschaft für die ordnungsgemäße Geschäftsführung der Gesellschaft verantwortlich. Aber auch die Reichsregierung hat nach § 30 Ziffer 2 der Reichsbahngesetze das Recht und u. E. die Pflicht, sich von der ordnungsgemäßen, im Interesse des gesamten Volkes gelegenen einwandfreien Geschäftsführung der Reichsbahngesellschaft zu überzeugen. Sie kann sich jederzeit die Bilanzen, Rechnungen, Geschäftsbücher usw. zur Einsicht vorlegen und sich alle erforderlichen Auskünfte erteilen lassen. Von diesem Recht hat die Reichsregierung wohl keinen Gebrauch gemacht, denn sonst hätten die Dinge nicht so weit treiben können. Folglich ist sie und

das deutsche nationale Reichsverkehrsministerium von Schuld und Verantwortung nicht freizusprechen!



Zum 19. April.

Uns wird aus Berlin geschrieben:

„Gegeben Wilhelm auf Korfu, den 18. April 1908. Wilhelm.“

So steht unter dem Gehebesteg zu lesen, der als „Reichsvereinsgesetz“ genau sechs Jahre lang bestehen und die Angelegenheiten politischer Vereine nach preussisch-deutscher Weise regeln durfte. Nur sechs Jahre — dann brach 1914 der Weltkrieg aus und setzte neben vielen anderen menschlichen Beziehungen auch das Reichsvereinsgesetz außer Kraft.

Erst nach jahrelangem erbittertem Ringen war dies Gesetz zustande gekommen. Es brachte, verglichen mit den Zuständen vor seinem Inkrafttreten, einige nicht unwesentliche Fortschritte. Es gab in Gesetzesform, was infolge der Entwicklung vielfach im Lande schon ungefestigtes Gewohnheitsrecht geworden war, aber es umgab zugleich jeden paragraphierten Fortschritt wieder mit einer neuen Polizeifessel. Trotz allem bedeutete die Fertigstellung und Unterzeichnung dieses Gesetzes eine Stappentation auf dem Wege, den die politische Entwicklung in Deutschland zu wandern hatte. Deshalb darf man heute, zwanzig Jahre später, unter ganz anderen politischen Verhältnissen und unter anderen Gesichtspunkten jenem Gesetz, seiner Entstehung und seiner Auswirkung einige Worte des Gedenkens widmen.

So mangelhaft das Reichsvereinsgesetz vom 19. April 1908 auch war, so viele Kleinliche Schattenseiten es nach immer ermöglichte, es brachte doch wenigstens eine Einheitlichkeit im Vereins- und Versammlungsrecht, es brachte dazu auch endlich den Frauen das Recht, sich in Vereinen politisch zu betätigen. Insofern bildete es den Abschluss einer Entwicklungsreihe, die gekennzeichnet war durch eine Buntschiedigkeit und eine Willkür, wie sie in keinem Kulturlande sonst vorhanden war.

In jedem der mehr als zwanzig Bundesstaaten des kaiserlichen Deutschlands bestand bis dahin ein besonderes Vereinsgesetz oder eine Verordnung, die als Gesetz ausgegeben wurde. Was in einem Orte als Recht galt, war im Nachbarorte ein Verbrechen, weil dieser Nachbarort schon zu einem anderen „Vaterlande“ gehörte. Einige dieser Vereinsgesetze hatten ihre besondere Ursache in ganz Deutschland eines besonderen Rufes. Es war allgemein bekannt, unter dem schmutzigen Beiwort „Das sächsische Juwel“, besonders, weil es den Herren Landgendarmen die Möglichkeiten zu einer unerhörlichen Reihe von Ausflüchtungsgründen gab. Nur an wenigen Orten des Reichs war es der sozialistischen Arbeiterpartei möglich, „auf dem Boden des Gesetzes“ zu bleiben, weil dieser Boden breit genug war, ihr Auftreten zu erlauben.

Besonders geschäftig war die preussische Verordnung über die politischen Vereine. Sie stammte aus der Reaktionsperiode, die den Frühlingstürmen von 1848 gefolgt war. Es ist von besonderem Reiz, gerade jetzt die Verhandlungen der Kommission der beiden preussischen Kammern von 1850 zu lesen, die sich mit dem Gesetzentwurf über politische Vereine beschäftigte. In ihrem auch in anderem in Betracht leuzenswerten Buche „Vor dem Sozialistengesetz“ (Verlag: Buchvertrieb, Berlin) haben Paul Kampffmeyer und Bruno Wittmann diese Verhandlungen wieder ans Licht gezogen. Von welchen Gesichtspunkten in jener Dunkelkammer die politische Betätigung in Vereinen beurteilt wurde, beleuchtet schlaglichtartig die Tatsache, daß die Kommission „sich überzeugte“, daß „durch eine förmliche Organisation der politischen Vereine neben der geordneten Regierung sich eine zweite bilde, die jene zu untergraben und zu zerstören drohe und daß eine Regierung durch die gesellschaftlichen Gewalten kaum noch möglich sei, wenn alle politischen Vereine sich berufen fühlen, ihr Gewicht in die Schale der Entscheidung zu legen.“

Heute, im 10. Jahre der Republik, 78 Jahre nach jenen Kommissionsberatungen, muten solche Äußerungen zwar geradezu norisistischer an. Aber es darf nicht vergessen werden, daß das Gesetz von 1850 noch bis zum Jahre 1908 ganz im Sinne dieser Kommissionsüberzeugung angewandt wurde, daß der Polizeibehörden jeder politische Verein — soweit er nicht gerade als regierungstreue abgestempelt war — als die „Zweihäuser neuer Irrlehren“ erschien und dementsprechend von ihnen behandelt wurde. Nicht genug, daß jedes Mitglied eines politischen Vereins mit Namen, Beruf und Adresse zu den Akten der Polizei eingereicht werden mußte, daß jeder Wechsel in der Mitgliedschaft, also auch Austritt, schleunigst und schriftlich angemeldet werden mußte, daß jede Versammlung des Vereins der polizeilichen Überwachung unterlag, daß „Frauenspezialisten“ und Lehrlinge nicht Mitglieder sein, daß die einzelnen Vereine nicht miteinander „in Verbindung treten“ durften — darüber hinaus Klugheit freiberhäftiger Spürjagd einzelner Parteigänger und Staatsanwälte nach immer neue Schikanen heraus, um den oppositionellen Vereinen das Leben nach Möglichkeit zu erschweren. Hatte die Berliner Polizei schon bald nach Inkrafttreten des „Gesetzes“ von 1850 den Berliner Handwerkerverein und den Gesundheitspfliegerverein — diesen mit etwa 10 000 Mitgliedern aus der Arbeiterschaft — als „politisch“ aufgelöst, so setzte noch 1896 der preussische Innenminister Keller seine Ehre darin, den Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie als politischen „Verein“ zu erklären und ihn auf Grund jenes Gesetzes aus der Reaktionsperiode aufzulösen, weil er mit anderen Vereinen in Verbindung getreten sei! Zwar ist dieser „Keller-Coup“, wie er in der Geschichte heißt, nicht geglikt, denn das Gericht hob die Auflösung auf, aber daß er überhaupt versucht wurde, war ein Beweis, wie sehr die Auffassung der Reaktionsäre von 1850 in den unerbittlichen Herrschertreuen noch heimlich war, selbst bis an den Jahrhundertwende!

Gegenüber diesen allpreussischen und sächsischen „Juwelen“ war das Reichsvereinsgesetz von 1908 wirklich schon ein Fortschritt. Es hob die Verpflichtung zur Mitgliedermeldung auf und ließ nur die Pflicht bestehen, den Vorstand und den Wechsel im Vorstände anzugeben. Es gestattete das Inverbindungsrecht, es gab sogar ausgenommen den Frauen das Vereinsrecht, das sie bisher nur in wenigen Kleinstädten besaßen hatten. Es gestattete sogar öffentliche Versammlungen, die nur öffentlich — durch Plakat oder Zeitungsanzeige — bekannt gemacht waren. Es gab sich auch sonst den Anschein liberaler Großzügigkeit, soweit es Dinge in Gesetzesform festlegte, die längst durch die Massenentwicklung unvermeidlich geworden waren.

Daneben aber zeigte es neue Fingerringe: Jugendliche unter 18 Jahren wurde nicht nur die Mitgliedschaft, sondern sogar die Anwesenheit bei politischen Vereinen verboten. Bisher hatte das Verbot nur für Lehrlinge und Schüler gegolten, jetzt wurde es auf alle Jugendlichen ausgedehnt. Es kennzeichnete sich dadurch als eine ausgesprochene Klassenbestimmung gegen die Arbeiterjugend, die der Vereinigung dringend bedurfte. Die Söhne und Töchter der bestehenden Schichten wurde durch die Polizei ohnehin nicht behindert. Außerdem aber brachte das neue Vereinsgesetz eine gefährliche Verschlechterung gegen die anderssprachigen Staatsangehörigen, denen der Gebrauch ihrer Muttersprache in öffentlichen Versammlungen nun auch gesetzlich unterbunden wurde.

Obgleich das Gesetz vom 19. April noch genug der Fesseln ließ, suchte preussischer Polizeigeist immer noch neue zu legen. Der jetzt wieder als Geldgeber des Jugendbergsengesetzes entarnte ehemalige preussische Polizeiminister von Dallwitz gab den Polizeibehörden in einer Reihe größerer Städte besondere Anweisung, die sozialdemokratischen Vereine außerhalb des Rechts zu stellen. Trotzdem das neue Gesetz die Befugnis zur „Überwachung“ nur auf öffentliche Versammlungen beschränkte, schickte Dallwitz seine Beamten auch in die Mitgliederversammlungen der sozialdemokratischen Vereine unter dem Vorwand, diese Vereine seien so groß an Mitgliederzahl, daß ihre Versammlungen öffentlichen Versammlungen gleich zu achten seien. Diese willkürlichen, rechtsverderblichen Verläufe mußten erst im Klagewege abgemehrt werden. Es ist nicht das Verdienst des Hugenberg-Sonnens, wenn das kleine Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie wenigstens nicht auf das Reichsvereinsgesetz gegründet werden konnte.

Am 15. Mai 1908 trat das Gesetz vom 19. April in Kraft. Am 1. August 1914 wurde es durch die Kriegsbekanntmachungen so gut wie vollständig außer Wirksamkeit gesetzt. Die Revolution und deren Folgezeit haben vollends die Polizeibekanntmachungen des Reichsvereinsgesetzes mit einem Federstich ausgelöscht. Strafen, Umzüge, Versammlungsfreiheit, Betätigungsmöglichkeit der Frauen und Jugendlichen gehören heute zu den Selbstverständlichkeiten und man möchte fast sagen Lebensnotwendigkeiten. Sogar das im Reichsvereinsgesetz noch ausdrücklich beibehaltene Koalitionsverbot „für ländliche Arbeiter und Dienstboten“ gehört jetzt der Geschichte an. Aber es ist doch gut und nützlich, sich zu erinnern, daß die Freiheiten von heute nicht immer waren, daß es länger und heftiger Kämpfe bedurfte, um den Boden für die politische Selbstbestimmung des Volkes zu schaffen. Und in der Zeit, da wir alle rüsten zu dem Wahlschlag vom 20. Mai, dürfen gerade wir Sozialdemokraten stolz auf unsere Geschichte sein, die jedes Ausnahmegesetz gegen die Arbeiterbewegung in hartem Streit zerbrach und schließlich auch im Novemberturn von 1918 die letzten Reste polizeilicher Willkür aus dem Versammlungsrecht beseitigte. Die Wahlwahl von 1928 muß beseitigen, was 1918 begann, so daß der Gehebesteg von 1908 endgültig in der Geschichte verstaubt vermag!

### Große Beunruhigung über Mussolini

Paris, 10. April. (Eigener Drahtbericht.) Die Beunruhigung der französischen Öffentlichkeit über die zahlreichen diplomatischen Botschaften Mussolinis äußert sich besonders deutlich in der französischen Links- und Sozialdemokratie. Gerade die Tatsache, daß es Mussolini immer wieder vermehrt, die Spannung mit Jugoslawien durch direkte Verhandlungen zu beseitigen, dafür aber mit allen Nachbarländern Jugoslawiens verhandelt, gibt im Lager der französischen Linken zu schlimmsten Argwohn Anlaß. Man befürchtet eine Entzweiigung Jugoslawiens durch ein unter Italiens Leitung stehendes Balkan-Bloc oder gar eine Propagierung der faschistischen Ideen nach den bisher nur halb diktatorisch geleiteten Staaten, wie namentlich Griechenland und der Türkei. In beiden Fällen aber mißt man Mussolini alles andere als friedliche Absichten zu. Seine ganze Außenpolitik, so argumentiert man in den hiesigen Linkskreisen, sei bisher nur Kriegshege gewesen, vom Ueberfall auf Korfu angefangen bis zur letzten Rede gegen Desterreich. Sie richte sich dazu immer schärfer gegen Frankreich. Nachdem Mussolini verurteilt habe, Rumänien der Kleinen Entente zu entfernen, beginne er nun Verhandlungen mit Zaleski, die ebenfalls nur dem Ziel gelten könnten, die Kleine Entente zu zerbrechen und die Revision des Trianonvertrages zugunsten des faschistenfreundlichen Ungarn zu erleichtern und zu beschleunigen.

Der polnische Außenminister hat demgegenüber der zumänlichen Telegraphen-Agentur erklärt, „daß Polen mit der Kleinen Entente in der Aufrechterhaltung der Friedensverträge und insbesondere auch ihrer territorialen Bestimmungen ganz einig sei.“ Auf den Vorwurf, daß Mussolini beabsichtige, die Kleine Entente mit Hilfe Polens zu zerlegen, geht der polnische Außenminister in seiner Erklärung nicht ein.

### Vom Parteitag der Z.P.P.

Keine Sonderpolitik der Unabhängigen Arbeiterpartei. London, 10. April. (Eig. Bericht.) Auf dem 36. Parteitag der Z.P.P. (Unabhängige Arbeiterpartei) kam es zu einer Debatte darüber, ob in Zukunft die Abgeordneten der Arbeiterpartei, die Mitglieder der Z.P.P. sind, eine besondere Gruppe bilden sollten oder nicht. Auch die radikalen Abgeordneten, so zum Beispiel Magdon, wiesen darauf hin, daß es unmöglich die Aufgabe der Z.P.P. sein könne, ihre Meinungsverschiedenheiten in der Arbeiterpartei auf dem Boden des Unterhauses zum Austrag zu bringen. Eine überaus wichtige Konzeption an den Standpunkt Macdonalds und der gesamten Führer der Arbeiterpartei, da sich vor einigen Monaten die Spannung zwischen den radikalen Abgeordneten unter Führung Wheatleys und der Leitung der Partei so steigerte, daß die Einheit der parlamentarischen Partei ernstlich in Frage gestellt schien. In Bezug auf die Lage der Kohlenindustrie wurden zwei Resolutionen angenommen, von denen die eine Rationalisierung der Industrie fordert und eine zweite, die als ersten Schritt einer neuen Arbeiterregierung die Einführung des Sechstundentages als Maximalarbeitszeit fordert. Im Anschluß an die Debatte des Arbeitslosenprogramms wurden folgende Anträge angenommen:

- 1. das Recht jedes Arbeiters auf eine Beschäftigung,
2. die Einrichtung von Ausbildungszentren der Arbeitslosen, die in der Landwirtschaft beschäftigt zu werden wünschen,
3. Erhöhung des Schulalters auf 16 Jahre,
4. Errichtung von Pensionsfonds, um 60jährige Arbeiter zur Aufgabe ihrer Arbeit zu veranlassen.

Eine andere Resolution spricht sich für die Kapitalsteuer aus, eine Forderung, die in das Programm der Partei übernommen werden wird.

### Französisch-tschechisch-österreichische Wirtschaftsverhandlungen.

Paris, 11. April. (Eigener Funkbericht.) Die vor einiger Zeit in Paris begonnenen Wirtschaftsverhandlungen zwischen Frankreich einerseits und der Tschechoslowakei und Oesterreich andererseits werden jetzt fortgesetzt. Eine französische Delegation unter Führung des Direktors der Handelsvertragsabteilung im französischen Handelsministerium, Serenus, hat sich Dienstag nach Wien und Prag begeben. In Wien wird die französische Delegation mit Vertretern der österreichischen Regierung über die Rückwirkungen des deutsch-französischen Wirtschaftsabkommens vom 17. März 1927 verhandeln und gleichzeitig die Möglichkeit einer Änderung der bestehenden Zolltarife prüfen, um einen Ausgleich für das augenblicklich zwischen beiden Ländern bestehende wirtschaftliche Mißverhältnis zu schaffen. In Prag sollen die Handelsvertragsverhandlungen wieder aufgenommen werden, die in Paris vor einiger Zeit begonnen worden sind.

### Calles will abrücken.

Mexiko-Stadt, 10. April. (Eigener Drahtbericht.) Der mexikanische Staatspräsident Calles hielt auf einem Festbankett in Veracruz eine aufsehenerregende Rede, in deren Verlauf er unter anderem mittelste, daß das mexikanische Heer im Laufe dieses Jahres von 80 000 Mann auf 40 000 Mann herabgesetzt werden soll. Die Armee veranschlagt augenblicklich mit 85 Millionen über ein Drittel des Gesamtbudgets.

### Ein Aufstandsvorfall in Venezuela niedergeschlagen.

Paris, 10. April. Wie Havas aus Caracas meldet, teilt ein Communiqué der Regierung von Venezuela mit, daß eine militärische Revolte am Oster-Sonntag in der Hauptstadt ausbrach, aber rasch erstickt werden konnte. Die Aufständischen töteten zwei Offiziere und begaben sich dann nach dem Munitionsdepot der Kaserne Saint Charles, wo sie aber von einem Regentregnen empfangen wurden, in dessen Verlauf eine große Anzahl Aufständischer getötet und verwundet wurden. Der Rest der Rebellen konnte gefangen genommen werden.

## Aus Schlesien.

### Seibold-Gege und kein Ende.

Deutschnationale Praxis in Parteiverfassungen und in offiziellen Körperlichkeiten. Am 5. April erschien in der „Schlesischen Zeitung“ ein Artikel des Landbundes-Kreisvorsitzenden von Nimptsch, v. Rohr, der sich wieder einmal mit dem sozialdemokratischen Landrat beschäftigt und gegen das, sich in Preußen angeblich breitmachende „System Seibold“ wendet. Das System Seibold ist in den Auslassungen des stotternden Bauern von Rohr nicht ganz erkennbar. Unschwerlich versteht er darunter das vorgeblich mangelnde Verständnis des Landrats für die Schwierigkeit des Steuerzahlers, die im Kreise Nimptsch merkwürdigerweise mit der Bestgröße zunimmt.

Derselbe Herr von Rohr hat nach einem Bericht des deutschnationalen Nimptscher „Landmann“ vom 6. März auf der Seiboldsdorfer Kundgebung vom 5. März denselben Landrat „mit Freuden“ begrüßt und sich auch nicht dagegen gewehrt, daß dieses, uns keineswegs freundlich gesonnene Landbunds-Organ über eine Diskussionsrede des Genossen Seibold folgenden Bericht brachte:

In der anschließenden Debatte sprach zunächst Herr Landrat Seibold. In sachlicher Weise (!) nahm er zu den Ausführungen, insbesondere zu den gegen die Kreisverwaltung erhobenen Angriffen Stellung. Er dankte dem Landbund für die an ihn ergangene Einladung und beschäftigte sich eingehend mit dem Kreisprogramm des Reichsernährungsministers Schiele, auf das er keine Kritik an den in der Versammlung vorgebrachten Angriffen gegen das Reich stützte. Die sachliche Art, (!) in der Herr Landrat Seibold zu den einzelnen Fragen mit dem Hinweis auf das Schiele'sche Programm sprach, verdient Anerkennung, (!) doch ist zu bedenken, daß das Schiele'sche Programm eine völlig unzureichende Maßnahme darstellt, nach von anderer Seite vorgeschlagenen Streichungen und Änderungen von Forderungen der Landwirtschaft also keinesfalls gerecht zu werden vermag. Herr Landrat Seibold versprach, sich für eine Senkung der Steuern auf ein Mindestmaß (!) einzusetzen und sicherte der Versammlung zu, daß er volles Verständnis für die Not der Landwirtschaft besitze. Manches Mißverständnis, das vielleicht hätte vermieden werden können, so betonte der Redner zum Schluß, wenn man ihm schon früher einmal Gelegenheit geboten hätte, an dieser Stelle die brennendsten Fragen Stellung zu nehmen.

Der „Bauer“ von Rohr hat bei seiner Polemik gegen das „System Seibold“ auch vergessen, von dem deutschnationalen System in Kreisrat und Kreisrat zu sprechen, allwo die treudeutschen Männern eine gar andere Sprache führen. Er hat vergessen, mitzuteilen, daß wenige Tage vor seinem Artikel in der „Schlesischen Zeitung“ der Kreisrat des Kreises des deutschnationalen Landrats im Kreise des deutschnationalen Kreisvereins Kockler, der tags darauf anregte, sich beim Regierungspräsidenten über diesen +++ sozialdemokratischen Landrat zu beschweren. Es geht wirklich nichts über deutschnationalen Mannesmut.

### Ein neues Bad im Riesengebirge?

Das bekannte Weinhaus Rörber in Ober-Roslich ist vor kurzer Zeit von einem tschechischen Konsortium angekauft worden. Der Hintergrund dieses Kaufes ist nicht uninteressant; es wird nämlich, Blätternachrichten zufolge, geplant, in Ober-Roslich ein Heilbad einzurichten. Die Voraussetzung dafür, nämlich eine Heilquelle, befindet sich nun gerade auf dem Rörber'schen Grundstück. Die Wirksamkeit dieser Heilquelle zu versuchen bereits umfangreiche Prospekte geschichtlich nachzuweisen. Zwei dieser Prospekte sind die Werbung zur Zeichnung von Anteilsscheinen bei der tschechischen Legionärsbank in Prag, auf welche Weise der Rest der Kaufsumme und des zum Bau des Bades erforderliche Geld aufgebracht werden soll. Man schätzt die Kosten dieses Badehauses mit Gastzimmern, Restauration und Badezellen auf circa 600 000 Kronen. Die ausgelegte Anleihe soll 1 200 000 Kronen ergeben. Rörber hatte sein Grundstück schon lange zum Kauf angeboten, jedoch hatte sich kein deutscher Käufer gefunden.

### Fünf Jahre Zuchthaus für den Brandstifter.

Ein Indizienbeweis. Vor der Großen Strafkammer in Liegnitz stand der landwirtschaftliche Arbeiter Gustav Becker aus Konradswaldau unter Anklage vorläufiger Brandstiftung. Es wurde ihm zur Last gelegt, das in der Nacht zum 14. Oktober 1927 in Konradswaldau ausgebrochene Schadenfeuer, dem die mit landwirtschaftlichen Maschinen und Erntegeräten gefüllte Scheune des Gutsbesizers Hübner im Werte von ca. 40 000 Mark zum Opfer fiel, vorläufig verursacht zu haben. Gegen B., der bis zuletzt leugnete, wurde ein auf verschiedene stark belastende Momente basierender Indizienbeweis geführt. So war B. bis wenige Tage vor dem Brande bei dem Gutsbesizer H. in Diensten gewesen, hatte sich mit den übrigen Arbeitskollegen nicht vertragen und war dann entlassen worden, wobei er Versicherungen tat, die auf einen beabsichtigten Raubschlag schließen ließen. In der Brandnacht behauptete er, trotzdem man ihn kurze Zeit darauf in der Nähe des Brandherdes gesehen hatte, in einem Feuerschloß bei Fauer übernachtet zu haben. Diesen Mißbeweis sah das Gericht als mißglückt an. In Anbetracht dessen, daß B. des öfteren vorbestraft war, Zuchthausstrafen hinter sich hatte und im allgemeinen als roher und gewalttätiger Mensch bekannt ist, erklärte das Gericht den Indizienbeweis als geschlossen und verurteilte Becker zu fünf Jahren Zuchthaus, fünf Jahren Schwerverlust und Zulässigkeit von Polizeiaufsicht.

### Die „Nota“ kommt vor den Völkern.

Die polnische Regierung ist, wie uns gemeldet wird, der Entscheidung des Bundesrats Calonder über die „Nota“ in den Schulen der Rumowirtschaft Schlesiens nicht beigetreten. Calonder hat bekanntlich als Präsident der Gemischten Kommission auf eine Beschwerde des Deutschen Volksbundes hin das Singen der „Nota“ in den schlesischen Schulen als mit dem Geist der Genfer Konvention nicht vereinbar bezeichnet. Durch die Stellung der polnischen Regierung dürfte die Angelegenheit nunmehr den Völkern zur Entscheidung überlassen sein. Es handelt sich, wie bekannt um ein Lied, das seinerzeit in der Auflehnung der preussischen Polen gegen die allpreussische Schulpolitik entstanden ist. Wie so oft, haben übereifrige Nationalisten aus diesem Lied der Auflehnung gegen die Unfreiheit im absolutistischen Preußen ein Lied des Nationalismus gegen die jetzige deutsche Minderheit in der polnischen Republik gemacht. (Fortsetzung auf Seite 4 der 1. Beilage.)

! Vergesst nicht, für Eure Partei und für Eure Presse zu werden !

# Das Vorwaschen der Wäsche ist überflüssig!

Wenn Sie die Wäsche am Abend vor dem Waschtage in kalter Seifenlauge einweichen, zeigt Ihnen das Aussehen der Lauge am Morgen, wie schnell und gründlich Seife den Schmutz gelöst hat.



## Genko zum Einweichen!

**Möbel**  
zu billigen Preisen auf bequemste Teilzahlung  
Gegründet 1898.  
**Hübner**  
Rauschstraße 2

**Wir drucken**  
sehr preiswert und schnell  
Also so, wie Sie es brauchen!

**Herrenhüte**  
arbeitet am auf neu  
**J. Kornstein**  
Kupfergasse 44  
Buchhandlung Volkswacht  
**Berläufe**  
Herren- und Damen-  
4,50, 6,00, 7,50, Herr Herb. u.  
Sonntagshof, 2,75, 3,00, 5,25.  
Bis 40% ermäßigt. Sonnen-  
tische 30, Friedländer. 1233  
**Oberbett, 2 Rippen**  
mit rotem Stoff f. 24,00  
zu verkaufen 150  
Friedländer 1233  
**Freiburger Str. 5,**

### Kaufhäuser

**Kaufhaus Adler** Fürstenstraße 2  
Spezial: Herrenkleidung jed. Art. Manufaktur, Kurz-,  
Weiß-, Woll-, Trikotag., Strümpfe. Bes. Angeb. in Schürzen

**Auguste Hoffmann** Rosenthaler Straße 61  
Wäsche - Trikotagen - Stoffe

**Oskar Baum** Sternstraße 77, Ecke Bedwigstraße  
Kleider - Blusen - Röcke - Wäsche - Schürzen  
Strümpfe - Handschuhe - Kleider- u. Wäschestoffe

**A. Kapsl, Klosterstr. 67**  
Herren- u. Knaben Garderobe / Manufaktur u. Schnittwaren  
Berufskleidung jeder Art / Bekleidern

**Wäschehaus „Volkswacht“**  
Berufs- und Arbeitersachen  
Paulstraße 23 Hugo Klose  
Genossen 10% Rabatt

**Bekleidungshaus J. Ruben** Frankfurter Straße 60/62  
Herren- u. Knabenbekleidung fertig u. nach Maß

**Anna Mantke** Alanastraße 19  
Kurz-, Weiß- u. Wollwaren. **S**pezialrate erzielen in dieser Zeitung den größten Erfolg

### Pfandhäuser

**Höchste Beleihung** auf Pfänder jeder Art  
**Leihhaus Otto Müller, Weidenstraße 7**

**Beleihung von** Wäsche + Betten + Kleidungs-  
stücken + Gold- u. Silberwaren  
**Julius Grundmann** Treibitzer Straße 21

**Geld auf Pfänder Leihhaus Rose** Friedr.-Wilh.-Str. 67

**Geld auf Pfänder** Leihhaus Hickmann, Matthiasstraße 118  
Verkauf von Uhren und Goldwaren.

**Geld auf Pfänder** Leihhaus Max Rudolph, Wertheimerstr. 47

**Geld auf Pfänder** Leihhaus Wanke, Mariannenstraße Nr. 6

**Geld auf Pfänder** Leihhaus Wall, Sadowastraße Nr. 13

**Geld auf Pfänder** Leihhaus Buscher, Schmiedestraße 53, gegenüb. Nordsee  
Verkauf von Uhren und Goldwaren

### Schuh- und Lederwaren

**Ernst Dewald, Große Grosseingasse 7**  
Spezialgeschäft für Schuhmacher-Bedarfsartikel  
und Lederhandlung: Unterleder- u. Oberleder-  
Ausschnitte in allen Lederarten.

**Adolf Gottwald** Inh. Eugen Gottwald (geb. 1854)  
BRESLAU, Neumarkt 44  
Großes Schuh- und Sattel-Lager  
Reis- und Filzschuhe - Annahme von Reparaturen

**Oswald Grunwald** Tel. Ohle 210, Radetzkystr. 130, Tel. Ohle 210  
Lederhandlung - Lederauschnitt  
Bedarfsartikel

**Albert Gutsche** Breslau, Markt 23/24  
Tel. Ohle 210  
Lederhandlung - Lederauschnitt - Bedarfsartikel  
Schuh- u. Sattel-Lager - Annahme von Reparaturen

**Josef Jupe** Klosterstraße 91  
Lager sämtlicher Schuhmacherbedarfsartikel  
Unter- und Oberleder-Ausschnitt  
in größter Auswahl

**Karl Kionka** Lederhandlung  
Ausschnitte billigst  
Matthiasstraße 50

**A. M. Roszak** Kupferschmiedestraße 57  
Leder- und Bedarfsartikel  
1927

### Molkerei-Produkte

**Alois Henschel & Co.**  
Milchgroßhandlung und Molkereiprodukte  
Brunnenstraße 34 Telephon Stephan 30785  
Filiale Siedlung Pöpelwitz

**Alois Strehler, Klettendorf** Telephon Stephan 35 926  
Milchgroßhandlung und Molkereiprodukte.

**Fernruf O. 7655 Alsen-Molkerei Fernruf O. 7655**  
Hermann Neugebauer, Alsenstr. 86  
Milch, nach dem neuesten Verfahren dauer-  
pasteurisiert, garantiert für Reinheit u. Qualität.

**Milchvertrieb Breslau-West** Leuthenstraße 64  
Sämtliche Molkereiprodukte täglich frisch

**Molkerei Kl.-Mochbern** Inh.: Reinhold Gotthardt  
Groß- u. Kleinhandel • Hauptgeschäft: Försterstr. 1  
Tiefgefühlte, haltbare Vollmilch, Eier, Butter, Käse

**Hermann Walter** Eier • Butter • Käse  
Gabitze Straße Nr. 30 Dampfmolkerei

### Fleisch- und Wurstwaren

**Richard Krusch** Wurst- u. Konserven-Fabrik  
Adalbertstraße 13/15  
Klosterstraße 49  
Ohlauer Straße 67 (Goldene Krone)  
Niesargartenstraße 26 (Ecke Kaiserstr.)

**Adolf Hoffmann,** Herdain-  
straße 106  
ff. Fleisch- und Wurstwaren.

**Paul Merettig** Matthias-  
straße 148  
Feinste Fleisch- und Wurstwaren

**Gustav Standke** Friedrich-  
Karlst. 5  
ff. Fleisch- und Wurstwaren  
Benzquelle für Gefrierfleisch

**Richard Stampe,** Kospoth-  
straße 5  
ff. Fleisch- und Wurstwaren

**Paul Berndt** Weissenburger  
Straße 4  
ff. Fleisch- und Wurstwaren

**Johann Kursow** Paulstr. 37  
Ecke Gertrudenstr.  
ff. Fleisch- und Wurstwaren

**Willy Scholz** Ottostraße 48  
Ecke Rosenstr.  
Fabrik feiner Fleisch- und Wurstwaren

**Ernst Hoffmann** Bärenstraße 26/28  
Filiale: Hildebrandstraße 26  
ff. Fleisch- und Wurstwaren

**Ernst Heide** Fleischerei und Wurstfabrik  
Markthalle Ritterplatz • Stand 27/28

**Alfred Just, Scheitniger Str. 23**  
Fabrik ff. Fleisch- und Wurstwaren

**Otto Krause, Elbingstraße 28**  
Fabrik ff. Fleisch- und Wurstwaren

**Paul Graupe, Friedrichstr. 36**  
ff. Fleisch- und Wurstwaren

**Albert Simmich** Hedwigenstraße 21.  
Ecke Sternstraße  
Fleischerei u. Wurstfabrik

**Paul Kursow** Neudorfstr. 28  
ff. Fleisch- und Wurstwaren

**Berthold Zobirel** Kospoth-  
straße 11  
ff. Fleisch- u. Wurstwaren

### Trikotagen, Strümpfe

Neu erfindet: **Curt Baumgarten, Strümpf-Spezialist**  
Breslau, Klosterstraße 85  
Schlüpfer und Walle besonders preiswert

### Gaststätten u. Gasthöfe

**Julius Randhans, Scheitniger Str. 33**  
Zweites Minderjahr der ungarischen Firma Bräuerei Wacker  
Inhaber: Richard János Randhans - Keine Preise  
Führerlisten, Verträge, Anzeigen und Geschäfts-  
bedingungen

**„Zur Stadt Berlin“**  
Inh.: Hermann Kipke Frankfurter Straße 73

### Musikwerke

**Musikhaus Meizer** 36  
Breslau, Friedrich-Wilhelm-Straße 36  
Musikinstrumente jeder Art, auch Teilzahlung

### Zigarren, Zigaretten

**Zigarrenhaus Hermann Kahler**  
Michaelisstraße 19.  
Telefon Ring 7078. 167

### Beerdigungs-Anstalten

**Deutscher Begräbnis-Versicherungs-Verein**  
Verlangen Sie kostenlose Zusendung unserer  
erklärenden Schriften oder Vertreterbesuch

**Beerdigungs-Anstalt von C. Heymann,**  
Tel. Ring 128, Breslau 2, Klosterstr. 95 97 Tel. Ohle 3415  
Ueberführungen • Feuerbestattung  
Großfahrbetrieb • Leichenkraftwagen

**Druckerei Volkswacht** Ausführung  
aller Druckarbeiten  
Breslau 2, Flurstraße 4/6

### Deutsch-Lissa u. Umgebung

**Central-Kaufhaus**  
Kurz- u. Vollwaren, fertige Kleider, Hüte, Trikots,  
Strümpfe, Handarbeiten, Seiden, Achsel- und  
Halsbänder, Herren- und Damenkleidung,  
Bücher, Spielzeug, Musikinstrumente, etc.

**Kolonialwaren**  
**Fritz Heinrich** Kolonialwaren-  
Handlung  
Tüchtigen, Kurz- u. Vollwaren  
Seide, Kleider, Anfertigung nach Maß

**Schuh- u. Lederwaren**  
**Franz Seliger** Schuhmacher-  
Meister  
Lager aller Lederwaren - hat in eigener Werkstatt

**Farbenhandlungen**  
**Dr. Lissner Lack- u. Farbenhaus**  
Inh. W. Sankt - Kirchstraße 1a  
Hält sämtliche Lacke, Farben und Malerbedarf.  
Annahme von Malerarbeiten jeder Art

**Kolonialwaren** **Bäckereien**  
**Paul Schirmer** **Richard Scholz**  
Kolonial- und  
Schuhwaren-Handlung Bäckerei und Konditorei

### Fahrräder und Reparaturen

**Opel-Rad A. Hoch** Gramophone  
Klosterstraße 105.

**Karl Borst jun.** Steinauer  
Straße 12a  
Fahrräder, Motorräder, Nähmaschinen. - Reparatur-  
werkstatt mit elektrischem Betrieb. - Teilzahlung gestattet

**Karl Bohn** Scheitniger Str. 33  
Telefon Ohle 5860  
Fahrräder • Nähmaschinen

**J. Bilski** Vinzenzstr. 59, Fahrrad u. Zubehör  
Fachmann. Reparatur - Werkstatt  
Marken- u. Spezialrad., Günst. Zahlungsbedingungen

**M. Bittner** Scheitniger Straße 38  
Fahrräder, Sprechmaschinen, Nähmaschinen u. aller-  
günstigsten Zahlungsbeding. - Fachm. Reparaturwerkstatt

**Fritz Dressler** FAHRRADHANDLUNG  
Breslau, Bärenstr. 9  
Reparaturwerkstatt f. Fahrräder, Motorräder, Nähmaschinen u. Sprechapparate  
Teilzahlung gestattet

**E. Görlich & Sohn, Matthiasstraße 90**  
Fahrradhandlung, Reparatur-Werkstatt  
mit autogenem Schweißanstand

**Hesse** Alexanderstr. 2  
Liefert Fahrräder zu billigsten Preisen,  
auch auf Teilzahlung!

**A. P. Hagendorf** Bismark-  
straße 28  
Fahrräder • Motorräder  
Fachmännische Reparaturwerkstatt

**Karl Kapelle** Steinauer Straße 31  
Fahrradhandlung  
Reparaturwerkstatt für Fahrräder u. Nähmaschinen

**Walter Kunze** Hildebrandstr. 17/19  
Telephon: Ohle 5988  
Fahrrad-Handlung und Reparatur-Werkstatt

**Richard Künn** Herdainstraße 28, Ecke Arletiusstr.  
Fahrräder: Reparaturwerkst.  
- Teilzahlung

**Paul Schlape** Taubentzenstr. 149  
Fahrradhandlung u. Reparatur-Werkstatt  
Teilzahlung gestattet

**Fahrradhaus Ulber, Sternstr. 59**  
Fahrräder, Sprech- u. Nähmaschinen Teilzahlung gestattet!

**Fahrradhaus H. Schubert**  
Gräbschener Str. 58, Ecke Zietenstr. Tel. Ohle 8031  
Presto, Mars, Corona  
Reparatur-Werkstätte Ersatzteile

**Breslaus bedeutendste Emaillieranstalt**  
für Fahr- und Motorräder.  
F. Klebauschke, Matthiasstr. 56. Tel. Ohle 7699.

**Fritz Ulrich, vorm. Arthur v. Lebinski**  
Breslau 9, Paulstr. 27. Tel. Ohle 2891.  
Reparaturwerkstatt für Fahrräder und Motorräder  
Streng reell und preiswert.

**Fahrradhaus „Frisch auf“**  
Nikolaistraße 16/17  
Bundesgeschäft d. Arb.-Radf.-Bundes „Solidarität“.

### Bäckereien und Konditoreien

**Richard Scholz**  
Bäckerei und Konditorei - Bücherstraße 27

**Paul Mohry**  
Hirschstraße 69  
Bäckerei - Bestellgeschäft  
Telefon: Ohle 4961

**Friedrich Berger** Kreuzstraße 38  
Bäckerei und Konditorei mit elektrischem Betrieb  
Spezialität: **Bergers Schlotter-Brot**

**Bäckerei • Konditorei • Bestellgeschäft**  
mit elektrischem Betrieb  
**Georg Zorowka, Westendstraße 55**

**Ernst Glatz**  
Bogauer Straße 37  
Telefon: Stephan 308 94  
Bäckerei u. Konditorei

**Wilhelm Tasler, Löcherstraße 19**  
Bäckerei - Konditorei - Bestellgeschäft

## Breslauer Nachrichten.

Breslau, den 11. April 1928.

### Wandere in deiner Freizeit!

Der Winter, der auch bei uns Naturfreunden ein gern geliebter Gast ist, ist gewichen. Der Frühling hat seine Einzug gehalten, überall regt sich neues Leben, Hoffnung keimt auf, auch bei den Menschen. Da rufen auch die Naturfreunde zu neuer Arbeit auf. Die Wanderlust, die nun stärker einsetzt und besonders darauf eingestimmt ist, dem Gelbbeutel der Armut von uns gerecht zu werden, lenkt uns die Umgebung von Breslau kennen. Man hat schon Wälder, man hat reizvolle Landschaften kennen die meisten noch nicht. Von Zeit zu Zeit kommen auch kleinere Bahnfahrten in Frage, die aber auch erschwinglich sind, da außer dem Fahrpreis andere Unkosten nicht entstehen. In den Ferien und bei mehr Freizeit kann man Erholung suchen in den Heimen des schlesischen Gaus. Wer die nahe Gule wühlt, besucht das Eulenheim im Schmiedegrunde, derjenige, der weiter möchte und das Herzgebirge durchstreifen will, kann Einfahrt halten im Strazberger Heim, das am Fuße der Tafelfichte liegt.

Auch die Ortsgruppe Breslau ist daran, ein neues Heim zu schaffen. Nach Ostern wird mit den Bauarbeiten begonnen werden und in wenigen Wochen wird es bis zum ersten Stroh gekommen sein.

Auch diese Heim wird zeigen, wie Opferwilligkeit und Gemeinschaftsgeist in die Tat umgesetzt wird.

Um einen Einblick in unsere Bewegung zu geben, veranstaltet die Ortsgruppe Breslau eine Reihe von Werksabenden und Fahrten. Am Donnerstag, den 12. April, abends 20 Uhr, findet im kleinen Saale des Gewerkschaftshauses der erste Werksabend statt. Gauobmann, Redakteur Zimmer, spricht an diesem Abend über „Die Naturfreundebewegung“. Desgleichen soll an diesem Abend ein Lichtbildvortrag über „Die deutschen Naturfreundehäuser“ gezeigt werden. Beide Vorträge werden den Wert der Naturfreundebewegung erkennen lassen.

Um aber auch die Naturfreunde auf Fahrten kennen zu lernen, findet eine Werksfahrt nach der Weidemündung statt. Der Abmarsch ist auf 7 Uhr früh festgesetzt und zwar Entdation der Linie 15, Oswitz. Die Jugendgruppe hat ihre Veranstaltung besonders und zwar am 25. April in der Aula der Hiltorfstraße. Alle Freunde unserer Bewegung sind auf diesen Veranstaltungen und Fahrten herzlich willkommen und dazu eingeladen. Th.

### Klementa.

Wer erinnert sich noch an Franz Klementa, den Arbeiterkandidaten der Hakenkreuzler bei der letzten Stadtverordnetenwahl? Da wieder Wahlen vor der Tür stehen, lohnt es sich, die Geschichte noch einmal der Vergessenheit zu entreißen. Denn mit der Affäre Klementa erlebte der Bürgerblock auf dem Breslauer Rathaus gleich bei der ersten Sitzung auch seine erste große Blamage. Böllische, Deutschnationale, Volksparteiler und Zentrumsluften wählten Herrn Klementa in den Vorstand der Versammlung. Geschmückt mit Stahlhelm und Hakenkreuz, bei festlichen Gelegenheiten auch mit der goldenen Kette, so sollte der „nationale Arbeiter“ dicht neben dem Vorsteher auf erhöhter Höhe thronen. Der Name Klementa klang zwar nicht gerade sehr deutsch, um so deutsch aber war die Meinung des Auserwählten, der sich bereit gefunden hatte, in Gemeinschaft mit den „Nettern“ dem Volke „aus dem Dred“ zu helfen.

Leider, die große Ehre und Freude war nicht von Dauer. Schon in der nächsten Sitzung erschien Franz Klementa nicht mehr, nachdem die „Volkswacht“ angekündigt hatte, daß die Sozialdemokraten ihn nicht für den geeigneten Mann hielten, um als Arbeitervertreter im Vorstand der Stadtverordneten-Versammlung zu sitzen. Die Vergangenheit war in der Tat etwas stürmisch gewesen. Gerichtsurteile behaupteten ihm, daß der fünfundsiebzigjährige siebzehn Jahre hindurch bereits den „Kampf gegen das Kapital“ in Form von Diebstahl, Hehlerei und Körperverletzung geführt hätte. Nur die kommunistische „Arbeiterzeitung“ hatte Sinn für diese Art von Klassenkampf. Ehergig trat sie Herrn Klementa zur Seite, der „von der sozialdemokratischen „Hofa“ zur Stube gebracht worden sei. Treu stand der Sozialisten in der Stunde der Trübsal zu Hakenkreuz und Stahlhelm, wie es auch später noch oft geschehen ist.

Wieder einmal stehen Wahlen vor der Tür und dabei beweist die Affäre Klementa, daß an keinem Arbeiter viel dran ist, der sich in die Gemeinschaft der Rechtsleute begibt. Der politisch reife Arbeiter steht zu keiner anderen Partei als zur Sozialdemokratie!

### Kraftomnibusfahrt ins Culengebirge.

Der Schlesische Verkehrsverband teilt mit, daß am nächsten Sonntag, den 15. April, wiederum die regelmäßige Kraftwagenfahrt ins Culengebirge stattfindet, und zwar über Reichenbach-Steinlunzendorf zur Zimmermannskaupe. Abfahrt um 8 Uhr vom Lauskiensplatz (Südwestseite); Rückfahrt um 19 Uhr mit kurzem Aufenthalt in Reichenbach. Numerierte Karten zum Preise von 8 Mark für die Hin- und Rückfahrt sind in der Auskunftsstelle des Verkehrsvereins in der Verkehrshalle des Hauptbahnhofes werktäglich von 8 bis 18 Uhr zu haben.

### Die Anmeldungen zur Volkshochschule

sind zwischen 12. und 21. April von 10 bis 15 oder 17 bis 20 Uhr im Volkshochschulamt, Münzstraße 16, zu vollziehen.

### Nationalismus, Technik und Wissenschaft.

Die „Schlesische Zeitung“ veröffentlicht in ihrem Unterhaltungsbeilagen einen Artikel von Otto Willi Gail „Weltraum-Riesengeräte oder Weltraum-Kafete“. Der Verfasser beschäftigt sich darin in keiner Art mit der geplanten internationalen Sternwarte auf dem Kilimandscharo in Afrika und mit der Weltraum-Kafete. Der Sternwarte steht er ziemlich kühl gegenüber, aber die Weltraum-Kafete erregt sein höchstes Entzücken, denn:

Welche Macht würde es bereinst noch wagen, eine Nation anzugreifen! Aber die Amerikaner werden dann natürlich auch so bestialische Geräte haben, um Berlin oder Breslau in Schutt und Asche zu verwandeln! Der Menschheit blühen herrliche Aussichten, wenn es nicht gelingt, den Nationalismus unschädlich zu machen. Bei der nächsten Wahlen muß damit gründlich der Anfang gemacht werden.

Also das ist die Hauptsache, New York in Schutt und Asche zu verwandeln! Aber die Amerikaner werden dann natürlich auch so bestialische Geräte haben, um Berlin oder Breslau in Schutt und Asche zu verwandeln! Der Menschheit blühen herrliche Aussichten, wenn es nicht gelingt, den Nationalismus unschädlich zu machen. Bei der nächsten Wahlen muß damit gründlich der Anfang gemacht werden.

Heute abend, 20 Uhr.

**Versammlung der Elternbeiräte**  
im Gewerkschaftshaus, Zimmer 7/8. Rein Vater, keine Mutter, die Mitglieder des Elternbeirats sind, versäumen die Versammlung.

### „Eine interessante Zeitung“.

Der unter dieser Überschrift erschienene Arbeitsgerichtsbericht hat uns eine Fülle von Zuschriften und Mitteilungen gebracht, die nur teilweise von besonderem Interesse sind. Unser Raum ist schade dafür, um uns allzu eingehend mit diesem an sich nicht sehr bedeutungsvollen Preiszeugnis zu befassen. Bemerkenswert ist nur, daß Herr Fleischmann unter dem Pseudonym „Der Chefredakteur L/R“ (etwa wie: Der Reichspräsident. Altentzücken N/1) ein Schreiben an unseren verantwortlichen Redakteur richtete, das nicht etwa eine preisgerichtliche Berichtigung, sondern die vorsichtig formulierten Mitteilung enthält, daß Fleischmann — er bezeichnet sich selbst als Vornehmer wie die „Volkswacht“ — bisher keinen Gebrauch von ihm zugegangenen Material über, nun natürlich über das Eheleben von Volkswacht-Redakteuren gemacht habe. Wir versagen es uns, an dieser Stelle auf eine nähere Begriffsbestimmung des Charakters dieses Briefes einzugehen. Dem Herrn Fleischmann sei aber an dieser Stelle gesagt, daß er den Informator über das Eheleben der Volkswacht-Redakteure, das nebenbei bemerkt in der sozialdemokratischen Parteiorganisation als höchstpersönliche Privatangelegenheit niemand interessieren würde, ebenfalls fruchtlos entfallen muß. Die Information ist ebenso falsch, wie die über den von der Partei vorgeblich blamierten Genossen Bandmann. Gleichfalls läßt uns die angekündigte Beliddigungsflage, über deren Verlauf wir natürlich ebenso eingehend berichten werden, wie dem Arbeitsgericht.

### 23. Bezirksstagung der Schlesischen Justizwachtmeister.

Der Bezirksverein Schlesien des Reichsverbandes Deutscher Justizwachtmeister e. V. hielt seine 23. Bezirksstagung im „Dominikaner“ in Breslau ab. In zweitägiger Sitzung beschäftigte sich die Tagung vor allem mit Besoldungsangelegenheiten und mit Organisationsfragen. Zu der Haupttagung waren als Vertreter des Oberlandesgerichtspräsidenten Oberlandesgerichtsrat Münch, als Vertreter des Landgerichtspräsidenten Landgerichtsdirektor Schaweweler und vom Amtsgericht Amtsgerichtsrat Dr. Küffer anwesend. Vom Allgemeinen Deutschen Beamtenbund waren die Kollegen Führmeister, Breslau und Kunze, Berlin erschienen. Das Hauptreferat über Standes- und Berufsfragen hielt Lange, Berlin vom Reichsverband deutscher Justizwachtmeister. Der Redner beschäftigte sich insbesondere mit der Besoldungsfrage, mit der Aufrückung in höhere Stellen und mit der Frage der Amtsbefreiung. Von den 180 neuen Justizoberwachungsstellen entfallen 13 auf den Oberlandesgerichtsbezirk Breslau. Die Forderung müsse jedoch nach weiteren Überwachungsstellen erhoben werden. Auch daß die nächste Besoldungsreform nicht allzu lange auf sich warten lassen. Zweck weiterer Fortbildung der Justizwachtmeister muß ein Ausbau der Wachtmeisterkurse verlangt werden. Daß die gesamte Justizbeamtenchaft bei der Besoldung nicht so abgeschnitten ist, wie es notwendig wäre, liegt an der Zersplitterung; sind doch die Justizbeamten in etwa 20 verschiedenen Verbänden organisiert. Der Redner verlangte für sämtliche Justizbeamte einen Einheitsverband zu schaffen, damit die Wünsche der gesamten Justizbeamtenchaft in Erfüllung gehen. In der Aussprache nahm auch der Vertreter des Allgemeinen Deutschen Beamtenbundes Kunze, Berlin das Wort und wies darauf hin, daß die gleichen Klagen, wie sie hier vorgebracht wurden, aus allen Beamtenkreisen kämen. Der ausschlaggebende Faktor für die Besoldungsfrage seien aber die Verhältnisse im Reich. Innerhalb des Reiches gibt es etwa 30 Spitzenorganisationen, deren Forderungen ganz verschieden sind. Im Interesse der unteren Beamten würde es liegen, wenn sich sämtliche Beamten der unteren Gruppen zusammenschließen würden zur besseren Wahrung ihrer Belange. In der Aussprache wurde sodann noch darauf hingewiesen, daß Mitglieder des Deutschen Beamtenbundes im Parlament gegen ihre eigenen Anträge gestimmt haben. Darum könne nur Anschluß an den Allgemeinen Deutschen Beamtenbund gesucht werden. Mit dieser Frage soll sich der Verbandstag in Berlin eingehend beschäftigen. Eine Reihe von Anträgen wurden entweder dem Verbandstag oder dem Reichsverband zur Erledigung überwiesen, doch ließ sich an einigen der beratenen Anträge auch erkennen, daß sich die Justizwachtmeister mit den Strafvollzugsbeamten in einem erheblichen Konflikt befinden, der den Interessen beider Beamtenkategorien gewiß nicht förderlich sein dürfte.

### Heinrich Zille.

Der große Maler des proletarischen Lebens, hat zu einem Film „Die da unten“ ergreifende Bilder und das Filmmanuskript geschaffen. Nach diesen, aus dem Leben der Proletarier aufgegriffenen Aufzeichnungen und Bildern ist dieser als hochkünstlerisch anerkannte Film entstanden. Leider ist er auch wieder für Jugendliche verboten, trotzdem die Jugend gerade tagtäglich im öffentlichen Leben in diese Gleichnisse persönlich Einblick halten kann. Im Filmstreifen darf der Jugend aber so etwas nicht gezeigt werden.

Die Vorführungen dieses Filmes sind am Donnerstag und Freitag in den Gewerkschaftshaus-Lichtspielen.

In der nächsten Woche läuft dann der Film „Das Ende von St. Petersburg“ als Aufsatz zu den Wahlkämpfen! Beachten Sie bitte das heutige Inserat.

\* Ihren 60. Geburtstag feiert heute unsere alte Genosin, die Witwe Marie Hennig, Wörther Straße 18. Die „Volkswacht“ war bei Lebzeiten ihres Mannes und bis heute noch in ihrer Wohnung. Die Greisin muß sich noch heute durch Fabrikarbeit ihr Brot verdienen. Wir wünschen ihr ein recht langes und sonniges Alter.

\* Silberhochzeit feierte gestern der Kohrleger Karl Kluge, Junkernstraße 25, mit seiner Frau. Die „Volkswacht“ ist während der ganzen Dauer der Ehe in der Familie. Beide Eheleute sind seit fünfzehn Jahren Parteimitglieder. Wir wünschen dem Paar weiterhin alles Gute.

\* Breslauer Volksbühne. Die Mitglieder der Volksbühne erhalten zu dem letzten vollständigen Orchesterkonzert des schlesischen Landesorchesters unter Leitung von Kapellmeister Hermann Behr, am Montag, den 16. April, bei dem Frau Gerda Kette das Klavierkonzert in C-moll von Rachmaninow spielen wird und bei dem am Orchesterwerke die Symphonie Nr. 5 in C-moll von Beethoven und Polawsker Tänze von Borodin zur Ausführung gelangen, in der Geschäftsstelle, Albrechtstraße 32, sehr ermäßigte Eintrittskarten zum Preise von 1,20 und 1,60 Mark (Statt 2 und 2,50 Mark).

\* Einbruch in das Städtische Jugendamt. In die Büroräume des Städtischen Jugendamtes im Hauke Ohlauer Straße 44 wurde am zweiten Osterfeiertag von zwei Personen ein Einbruch verübt. Da ihnen als Beute nur eine Pelzboa und zwei Büroschalen in die Hände fielen, nahmen sie schließlich noch das Tischtelefon mit.

*Was man gebraucht, um zu „Odolen“?*



*Für wenig Geld kann man es holen. Drei Teile. Bitte merkt Euch das: Seife, Zahnbürste, Mundspülglas!*

## Theater und Musik.

### Thalia-Theater.

#### „Candida“ von Bernard Shaw.

Es wurde am zweiten Feiertag „Candida“ von Bernard Shaw im Thalia-Theater aufgeführt. Diese Unternehmung fiel so unglücklich aus, daß man leicht das Gefühl hätte haben können, als handle es sich eher um eine Verhöhnung gegen Shaw — auch nicht nur gegen Shaw, auch gegen das Publikum, ja gegen die Schauspieler selber! — als um eine Verwirklichung seiner Dichtung.

Candida ist eine sehr reife, sehr geschickte und überlegene Frau, die von zwei Männern geliebt wird. Der eine ist ihr Chemann Morell, ein sozialistischer Faktor, ein würdiger, recht tüchtiger, von sich selbst überzeugter Mann, der selbsthaft zu predigen versteht, aber bei alledem den Kern einer Situation, den Wesenskern eines Menschen nicht erfährt und sich insoweit so wohl über Candidas Inneres als auch über die Wirkungslosigkeit seines phrasenhaften Seins täuscht. Der andere heißt Eugen Marchbanks. Er ist ein achtzehnjähriger Dichter, ein junger Mensch in jenem Stadium, in dem er noch in unausgeglichener Empörung lebt über den Scheinverfolg des Unwesentlichen in der Welt, über das Herzensleben eines Faktors. Er ist tapfer, ja kühn, aber ein Nervenzwinger, das aus Angst vor Brutalitäten zusammenbricht. Dieser kleine Eugen fällt den starken und höheren, keineswegs lächelnd sich demüthigen Morell an und rückt ihn was. Candida wird veranlaßt zwischen beiden zu wählen. Und wählt ihrer Natur gemäß und da sie ihn nun einmal liebt, den Schwächeren. Und der Schwächerer ist — zu seinem großen Erkennen — der Pastor Morell. Das Stück ist — wenn man es liest — sehr reizvoll. Originalität in seinen Bildern, heiter, überlegen, untrüglich, ein echter, wenn auch klein-

formatiger Sham. Dieser seltsamen Aufführung aber gelang es, in uns das Mißtrauen zu erwecken: Ist das wirklich ein Sham? Oder ist es ein iberisches Familienstück? Es klang von der Bühne herunter so merkwürdig antiquiert. Ja, es klang künstlich und etwas unlebendig. Man wurde ganz verwirrt und fragte sich schließlich: Ist es denn wahrhaftig möglich, einen leidenschaftlichen echten Sham durch eine schlechte Aufführung zu verwirren? Oder ist das vielleicht doch kein echter Sham.

Um es kurz zu machen: Die Asche alles Uebel war eine Fehlbildung. Man hatte die Rolle des jungen Dichters Eugen Morell Leinzer übertragen und ihm gestattet daraus in nattenhafter Exaltiertheit ungefähr einen Rezitator zu machen, der „Nord“ delamiert oder auch eine Art pervertierter Irrenhändler, der in bedauernswerten Blödigkeitsanfällen zu dichten beginnt. Das mag übertrieben klingen, mag aber den das Stück mordenden Abstand bezeichnen zwischen Shaws durchdringenden Klaren, zarten und kühnen jungen Dichter und der beklemmenden Widerwartung dieser Aufführung.

Candida wurde treffend und geschickt, wenngleich ein wenig nach von Elisabeth Tuerjamann dargestellt. Pastor Morell auf ähnliche Weise von Ernst Heiring. Beide spielten ihre Rollen etwas zu konventionell. Man hätte aus Eigenem mehr hinzugeben, hätte aus der Tiefe der Gestalten mehr Reiz und Kraft herausklopfen können. Morell ist immerhin ein eigenartiger Pastor (wenngleich ein typischer), Candida eine nicht ganz so aufdringlich überlegene Frau. Sehr hübsch spielte Harry Färber den Vater Burgess, den Geschäftsmann und Rückertling. Noch hübscher, obwohl sie eine Karikatur abgab, die Shaw sich gewiß nicht wünschen würde, Lilli Barczay das Tipptrauben-Weiß. Otto G. Hesse war ein gut gelesener Unterpastor Will.

Aber das Ganze war so furchtbar lieblos aufgezogen! Die selbe, in jedem Gesellschaftskreis unfehlbar wiederkehrende Tapetenprobe, mit einem hineingeliebten Pappstamm. Keine

Spur von Übereinstimmung von Petroleumlampe (die im Stück vorkommt), Koffin und Einrichtung. Nie eine stimmungshafte oder auch nur angemessene Beleuchtung! Kurzum: Keine Spur von Sorgfalt, geschweige denn von Atmosphäre. Eine Aufführung, grundsätzlich durch eine Fehlbildung ruiniert, im übrigen ohne Charme und Originalität heruntergespielt: das ist Shaws „Candida“ im Thalia-Theater. M. Fr.

### Die Dürer-Gedenkfeier in Nürnberg.

Nürnberg, 10. April. Heute abend fand im Großen Rathausaal aus Anlaß des 400. Todestages Albrecht Dürers eine Gedenkfeier statt. Zunächst begrüßte Oberbürgermeister Dr. Luppe die Gäste, darunter Reichsminister Dr. von Reubell, Kultusminister Dr. Becker, Kultusminister Dr. Goldenberger, Ministerpräsident Dr. Held, sowie den thüringischen Kultusminister, den Reichsagspräsidenten und den bayrischen Landtagspräsidenten. Sodann führte der Redner unter anderem aus, daß Nürnberg jetzt seinen größten Sohn, Albrecht Dürer, ehren wolle. Schlicht und einfach, wie der große Meister, aber würdig und eindringlich solle alles sein, was die Stadt ihren Vätern wie. Geist und Kultur aus Nürnbergs Vergangenheit seien vor dem inneren Auge stehen und Kunst und Kultur unserer Zeit sollen weiterleben mit den Werken der Alten und von ihnen lernen. Nach Dr. Luppe ergriff Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Heinrich Wölfflin-Würzich das Wort zu seiner Festrede, in der er die Arbeit Albrecht Dürers eingehend besprach und würdigte. Die Feier war von musikalischen Darbietungen umrahmt. Im Anschluß daran veranstalteten Mitglieder der deutschen Künstlerchaft einen Fackelzug zum Denkmal Albrecht Dürers, wo Professor Rudolf Schieß eine kurze Ansprache hielt. Auf dem Platz vor dem Dürerhaus wurden dann die Fackeln zusammengeworfen. Feierliches Glockengeläut und eine Beleuchtung der alten Nürnberger Burg bildeten den Abschluß der heutigen Festtage.



# St. Josefs-Werk in Not.

Eine neue Selbsthilfeaffäre in Sicht?

Es dürfte kein deutsches Parlament geben, in dem nicht irgend ein Mittelstandsretter vor der Sozialisierung auf kaltem Wege gewarnt hätte. Im Reich ist es gelungen, aus einem gemeinnützigen Institut, wie es die Reichsbahn sein sollte, ein kapitalistisches Ausbeutungsobjekt ersten Ranges zu machen. Im Staat wird gegen Beibehaltung von Bergwerken oder Bankanstalten Sturm gelassen. Auch die Kommunalbehörden wissen ein Lied zu singen, wenn sie die Absicht haben, einen Straßenbahnwagen in eigener Regie zu bauen oder das Bestattungsamt sich bei der Einwohnerschaft in empfehlende Erinnerung bringt. Da geht die ganze deutsche Wirtschaft pleite und die schärfsten Maßnahmen werden angedroht. Wenn aber die allein leistungsfähige Privatwirtschaft versagte, dann findet man den Weg zum Reich und schreit wader nach Staatshilfe.

Ein ähnlicher Fall wird in aller Stille gegenwärtig wieder im Landeshaufe vorbereitet. Kaum ist die Provinzial-Lebensversicherungsanstalt durch — der Öffentlichkeit nicht bekannte — Maßnahmen von den Schäden des famosen Selbsthilfegeschäftes erholt, scheint man schon wieder das lebhafteste Bedürfnis zu fühlen, sich mit einem Privatunternehmen, dessen Bedeutung für die Allgemeinheit füglichweise umstritten und dessen Zweck, offen ausgesprochen, Kampf gegen freidenkerische, also vorwiegend proletarische Organisationen ist, auf das engste geschäftlich zu verbinden. Diese Provinzial-Lebensversicherungsanstalt schickt sich nämlich an, das St. Josefs-Werk, oder, genauer ausgedrückt, dessen Risiken restlos zu übernehmen. Hierzu wird uns von unterrichteter Seite sachlich folgendes mitgeteilt:

Zunächst einige grundsätzliche Bemerkungen:

1. Die Provinzial-Lebensversicherungsanstalt beschränkt sich nach dem im Entwurf vorliegenden Vertrag nicht auf den einzigen Versicherungszweig „Leben“, sondern hat noch u. a. Renten- und Bestattungskosten-Versicherung. Sie will also ein konkurrierendes Unternehmen uneigennützig stützen.

2. Das St. Josefs-Werk ist ein ausgesprochenes konfessionelles Kampfinstrument. Im Bericht über das erste Geschäftsjahr wird das einseitend unmißverständlich betont. Also soll die Provinzial-Lebensversicherungsanstalt in den Diebst des Kampfes einer Religionsgesellschaft gegen ihre Widersacher gestellt werden. Man trägt offenbar keine Bedenken, die vielgerühmte konfessionelle und politische Neutralität offenkundig zu verletzen.

Nach diesen grundsätzlichen Feststellungen, die allein schon zur Ablehnung des Vertrages führen müßten, tritt die untragbare finanzielle Bindung des vorgesehenen Vertrages. Kenner der Verhältnisse wissen, daß ein Unternehmen wie das St. Josefs-Werk nur dann einen Umbau seines Baues anstrebt, wenn die Träger zu stürzen drohen. Das wird in der Vorlage an den Provinzial-Ausschuß auch andeutungsweise zugegeben. Auf Seite 2 der Vorlage heißt es:

... weil das St. Josefs-Werk im Jahre 1927 mit einem Fehlbetrag abzukommen droht. Dies beruht einmal auf nicht ganz paratamer Verwaltung, zum anderen darauf, daß der „Tarif“ am Anfang verhältnismäßig geringe Gebühren vorah, aber die

Verstärkten vom dritten Jahre ab an den Ueberschüssen voll teilnehmen ließ.“

Also weil jetzt die Jahre kommen, in denen die gutgläubigen Versicherten die erste Enttäuschung erleben, muß eine Verkleinerung der Lage gesucht werden. Ob jetzt schon im April 1928 die Höhe des Fehlbetrages von 1927 bekannt ist? Ebenso braucht das St. Josefs-Werk eine Klärung für die unangenehme Tatsache der Beitragserhöhung, die rückwirkend festgelegt werden soll, so daß Mittel zur Deckung des augenblicklichen einmaligen Bedarfs des St. Josefs-Werks frei werden.“

Weiter heißt es ebenfalls wörtlich:

„Ferner geht der Wunsch dahin, daß die Anstalt das Risiko der Beihilfen, die für den Neuzugang geschlossen werden sollen, und die gesamte Verwaltung des St. Josefs-Werks übernimmt.“

Also auch hier drückt sich die Tatsache aus, daß man wohl ein guter Katholik, aber schlechter Rechner gewesen ist und Eile hat, die ganze Geschichte bei der Provinz in Deckung zu bringen. Ganz wohl ist anscheinend auch der übernehmenden Anstalt nicht. Man liest das aus den Worten der Vorlage:

„Sie will nur das Risiko der Beihilfen für Trauungen, Taufen, Kommunion die (nebenbei bemerkt, ohne Rechtsanspruch und nur bei Mitwirkung der Kirche) gezahlt werden, eingehen, weil eine Verständigung auf anderer Grundlage nicht möglich ist. Die Anstalt will also die Sterbefall-Versicherungen mit Rechtsanspruch gern nehmen, weil sie dafür Erfahrungen besitzt; die Beihilfen für Kultshandlungen (die sich als Rückversicherung der Kirche für entgangenen Verdienst erweisen) nur zwangsweise übernehmen. Sie kennt das Risiko also genau. Es erscheint ihr nur milder, weil die Gruppe A bereits geschlossen sei (dies: die Pleite sichtbar geworden ist!).“

Recht unklar wirkt daher die Bemerkung, daß ein etwaiger Mehrbedarf, der durch Beihilfenzahlungen entstanden ist, aus den anderen, dem St. Josefs-Werk zustehenden Ueberschüssen entnommen werden darf. Wir fragen: Dürfen auch die Verwaltungskosten entnommen werden oder fallen diese der Provinzial-Lebensversicherungsanstalt allein zur Last? Der Vorstand des St. Josefs-Werks hat den Wunsch, die versicherungsmäßige Tätigkeit nicht mehr unter eigener Verantwortung zu führen, sondern will diese Verantwortung auf die Anstalt übertragen. Warum will die katholische Geistlichkeit dieses brillante Geschäft wohl nicht weiter verantwortungsvoll zeichnen?

Der genaue Wortlaut des abzuschließenden Vertrages wird nicht vorgelegt. Man befürchtet anscheinend, daß die Schunk-A.-G. die Obfolge für das St. Josefs-Werk an sich reißen könnte. Uns aber scheinen die Dinge so zu liegen, daß die Schunk-A.-G., die nicht nur ein als seriös bekanntes Versicherungsmaklergeschäft, sondern auch sozusagen das Institut der katholischen Versicherungsvereine ist, keinen Geschmach an der Sache findet. Sonst würde man sich in den kirchlichen Kreisen schwerlich an die Provinz wenden. Offensichtlich handelt es sich also um eine Sanierungsaktion, zu der die Provinzialanstalt mit Verantwortungen herangezogen werden soll, die uns sehr bedenklich erscheinen, obwohl die Vorlage an den Provinzial-Ausschuß vom Landeshauptmann von Thaez unterzeichnet ist.

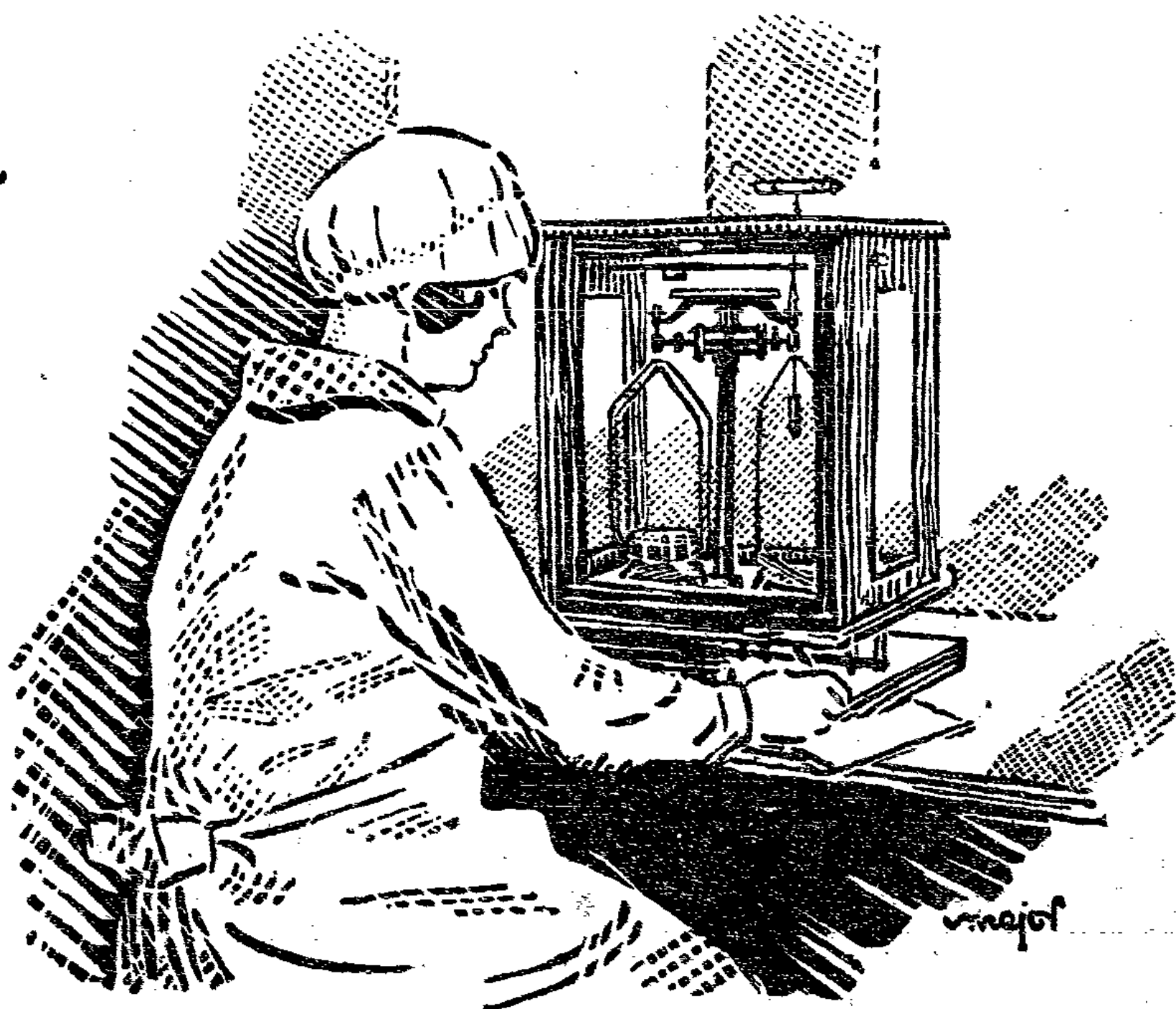
Trotzdem in der Vorlage gesagt ist, daß ohne die Mitwirkung der ehrenamtlichen kirchlichen Funktionäre dieses Unternehmens zu löstpielig würde, soll die Provinzial-Lebensversicherungsanstalt das Inkassogeschäft übernehmen. Das vorhandene Personal wird selbstverständlich mitübernommen — bekanntlich sorgt das Zentrum stets für seine Schäflein — und für alle Fälle noch bestimmt, daß alle hier in den Diensten der Provinzial-Lebensversicherungsanstalt beschäftigten Personen katholischen Glaubens sein müssen. Hier kann ein juristisch interessanter Streitfall entstehen, ob zum Beispiel eine Abteilung der Provinzial-Lebensversicherungsanstalt ein Tendenzbetrieb im Sinne des § 67 des Betriebsräte-Gesetzes ist, wenn etwa einer dieser Angestellten des Zahlens von Kirchensteuer überdrüssig wird. Bei dieser Sachlage verblüfft es weiter nicht, daß in den Richtlinien für den noch abzuschließenden und vom Minister zu genehmigenden Vertrag die Ueberschüsse restlos dem Verein gesichert werden und bei etwaigen Fehlbeträgen die Anstalt die trostreiche Möglichkeit erhält, diese aus den — nächstjährigen Ueberschüssen zu decken, also vorläufig aus eigener Tasche vorzustrecken. Da die Tariffrage dieses, auf solche Weise besser wie durch kirchlichen Segen vor Schadensfällen gesicherten Unternehmens festgelegt und bis zum Ablauf der Vertragsdauer im Jahre 1946 nicht mehr geändert werden dürfen, kann man auf allerhand Ueberraschungen gefaßt sein.

Zusammenfassend mag gesagt werden, daß die bisher bestehenden Geschäftsverbindungen der Provinzialanstalt mit dem St. Josefs-Werk nicht ausreichen, diesen in Aussicht genommenen Betriebsvertrag nach dem Muster der „Selbsthilfe“ zu begründen. Das St. Josefs-Werk ist ein nicht rechtsfähiger Verein, der sich neben Sterbeversicherung auch mit der Versicherung der kirchlichen Sporteln für Trauung, Kommunion und Taufe befaßt. Wir sind der Auffassung, daß die katholische Kirche sich mit solch irdischen Dingen nicht abgeben, sondern, wenn's nottut, lieber einmal für Gotteslohn ihre Funktionen versehen sollte und die Provinzial-Lebensversicherung besser ihre Finger von solchen Geschäften, deren versicherungstechnische Basis durchaus Neuland ist, läßt. Hat die Anstalt Kräfte frei oder braucht sie neue Arbeitsgebiete, so mag sie ihre Bestattungskosten-Versicherung ausbauen. Einen Versicherungszweig, wie den des St. Josefs-Werks, zu übernehmen, heißt Experimente machen, heißt die Solidität der Provinzial-Lebensversicherungsanstalt untergraben. Bei dem üblichen Wettlauf der eiferfüchtigen Brüder in Christo dürfte die evangelische Familienhilfe bald mit einem ähnlichen Antrag antreten. Mag der Schutzpatron St. Josef selber seinem Werke beistehen. Die Provinz hat anderes zu tun, als die Bezahlung von Kultshandlungen zu sichern. Ein volkswirtschaftliches Interesse ist nicht zu erkennen. Wir hoffen daher, daß bei der erforderlichen ministeriellen Genehmigung eine sehr eingehende Prüfung der versicherungstechnischen Basis und der aus dem Betriebsvertrag sich voraussichtlich ergebenden Risiken vorgenommen wird. Dies ist um so notwendiger, als in der vom Landeshauptmann gezeichneten Vorlage von einem — merkwürdigerweise am 31. März 1928 noch nicht festgestellten — Fehlbetrag für 1927 die Rede ist.

# Präzision

um 1/10 Gramm!

Bei einem Gewicht von 1,13 Gr. entfaltet die Cigarette laut Feststellung unseres Laboratoriums ihr volles Aroma. Deshalb erfolgt durch Präzisionswaagen eine ständige Kontrolle, denn schon eine Gewichts-differenz von 1/10 Gr. beeinträchtigt den Geschmack.



HALPAUS  
MEDOC 6 Pfg

HALPAUS  
MOCCA 5 Pfg





## Über 500 Menschen ertrunken.

Eine furchtbare Katastrophe, die über 500 Menschenleben kostete, hat sich in der Kohlengrube Fushan in Nüden (China) ereignet. Infolge eines Dammbruchs ergoß sich eine ungeheure Wassermenge plötzlich mit furchtbarer Gewalt in die Gruben und setzte die tiefer gelegenen Stollen vollkommen unter Wasser. Fast die gesamte aus chinesischen Kulis bestehende Belegschaft ist ertrunken. Nur einige in der Nähe der Schächte Arbeitende konnten sich in Sicherheit bringen.

## Zehn Personen im Comer-See ertrunken.

Bei Como kenterte ein mit zwanzig Ausflüglern besetztes Motorboot infolge Steuerfehlers auf dem Comer-See. Etwa zehn Personen ertranken. Während der Fahrt des Motorbootes löste sich das Steuer. Zwei erschrockene Frauen stürzten sich in den See. Bei dem Versuch einiger Passagiere, sie zu retten, und durch die Panik der anderen Insassen, schlug das Boot um und sank. Ein anderes Boot eilte sofort von Como herbei und nahm die Schiffbrüchigen auf. Die beiden Frauen und acht junge Leute werden vermißt.

## Sechs Todesopfer der Ueberschwemmung in Südrussland.

Wie aus Moskau gemeldet wird, stehen die Eisenbahnlinien in Südrussland auf weiten Strecken unter Wasser. Stellenweise steht das Wasser bereits acht Meter hoch. Auch die Telephonverbindungen sind zum Teil unterbrochen. Die Ueberschwemmungskatastrophe hat auch bereits Opfer an Menschenleben gefordert. So sind im Nordkaukasus bei Rettungsarbeiten sechs Personen ertrunken.

## Elf Todesopfer des Osterautoverkehrs in Frankreich.

Der Automobilverkehr während der drei Osterfesttage auf den verstopften und zum Teil unübersehbaren Straßen Frankreichs hat elf Menschenleben gefordert. 60 Personen wurden mehr oder weniger schwer verletzt.

## Eine geistesgegenwärtige Frau.

In Drummondville im Staate Quebec (Kanada) verunglückte ein Personenzug, als er über eine von dem Hochwasser unterspülte Brücke fuhr. Das Unglück wäre viel größer geworden, wenn nicht die Geistesgegenwart einer Frau, die durch die überfluteten Felder dem Zuge entgegenrannte, und denselben zum Halten gebracht hätte. Lokomotive und Gepäckwagen stürzten in den Fluß, während alle Personenzüge durch rechtzeitiges Bremsen unverletzt auf den Schienen blieben. Jedoch werden zwei Mann des Zugpersonals vermißt.

## Drei Opfer eines Streites.

In dem Westerwaldort Würges erschoss am Dienstagabend ein 25jähriger Arbeiter nach vorangegangenen Streit den Vater seiner Geliebten und verletzte auch deren Bruder lebensgefährlich durch einen Revolvererschuß. Der Mörder flüchtete in einen Scheunbruch, wo er sich durch einen Schuß das Leben nahm.

## Dauerschwimmer Kemmerich.

Der Weltrekord weit überboten.

Am Sonntag abend, 8 Uhr, erfolgte im Zirkus Busch in Hamburg der Start des bekannten Dauerschwimmers Otto Kemmerich zu einem 36-Stunden-Schwimmen. Heute um 16 1/2 Uhr hatte Kemmerich mit 24 1/2 Stunden bereits seinen eigenen Weltrekord um 12 1/2 Stunden überboten. Kemmerich wird heute Abend um 10 Uhr das nasse Element verlassen.

Otto Kemmerich hat am Dienstag nachmittag punkt 18 Uhr das Schwimmbecken verlassen. Er hat seine alte Höchstleistung von 32 Stunden damit um 11 Stunden überboten.

## Dürer-Gedenkfeier in Nürnberg.



Die Stadt Nürnberg veranstaltete zur 400. Wiederkehr des Todesjahres ihres größten Sohnes, Albrecht Dürers, eine Reihe eindrucksvoller Feiern. — Im Bilde: Das bei der Feier von Rauchplänen flankierte Dürer-Denkmal in Nürnberg.

## Zwei Kinder verbrannt.

In dem Dorfe Langeneg in Bessarabien brach in einem Bauernhof ein Feuer aus, das außer dem Stallgebäude auch das Wohnhaus vernichtete. Der 10jährige Sohn und die 13jährige Tochter des Besitzers kamen in den Flammen um.

## Ein Auto vom Zuge erfasst.

Ein mit einer Klagenfurter Gesellschaft besetztes Automobil fuhr am Sonntag abend bei der Station Klagenfurt über die Bahnüberfahrt und stieß mit einem Zuge zusammen. Der Zusammenstoß war so stark, daß das Automobil zertrümmert und die Lokomotive schwer beschädigt wurde. Von den Insassen des Automobils wurden zwei Personen getötet und zwei schwer verletzt.

## Drei Bahnarbeiter vom Zuge überfahren und getötet.

Im Bahnhof Jürich fuhr am Dienstag vormittag ein Eisenbahnzug in eine Arbeiterkolonne, die dort mit Eisarbeiten beschäftigt war. Drei Arbeiter wurden von der Maschine erfasst und getötet.

## Ein schwerer Verkehrsunfall.

ereignete sich am Dienstag morgen in der Neuen Königstraße in Berlin. An der Ecke der Fohlg-Strasse stand ein mit vier Pferden bespannter Müllwagen. Eines der Pferde häumte sich plötzlich auf und riß den Wagen gegen die Mitte des Fahrdammes. Ein Radfahrer wollte dem Wagen ausweichen und machte eine Schwenkung nach links. Diese Schwenkung machte ein hinter dem Radfahrer kommender Autobus mit und stieß dabei mit einem ihm entgegenkommenden Straßenbahnwagen zusammen. Bei dem äußerst heftigen Zusammenprall wurden elf Passagiere des Autobus durch Glasplitter leicht verletzt. Die beiden Wagen mußten abgeschleppt werden.

## Ein heimtückisches Drahtseilattentat.

wurde in der Nacht zum Dienstag auf der Chaussee von Perleberg nach Wilsnack verübt. Die Täter hatten aus einem in der Nähe gelegenen Jagden des Forstes einen starken Koppeldraht entwendet und ihn von Baum zu Baum quer über die Chaussee gespannt. Dann legten sie sich, mit Pistolen bewaffnet, im Dunkel des Waldes auf die Lauer. Bei Einbruch der Nacht kam der 20 Jahre alte Gutsinspektor Erich Neumann aus Wittmoor mit seinem Bekannten, dem 18 Jahre alten Landwirtsohn Jänide aus Strehlen, auf einem Motorrad mit Beiwagen die Chaussee entlang. In der Dunkelheit fuhren sie gegen das Hindernis und kamen schwer zu Fall. Jänide wurde leichter verletzt. Neumann dagegen erhielt stark blutende Gesichtverletzungen. Während sich beide noch bemühten, ihr Rad wieder aufzurichten, sprangen drei Strohe auf sie zu und zwangen sie mit vorgehaltenen Waffen, ihre Taschen herauszugeben. Jänide konnte entfliehen und aus dem etwa zwei Kilometer entfernten Forsthaus Wollbrück Hilfe herbeiführen. Inzwischen war Neumann den Banditen preisgegeben. Er mußte seine sämtlichen Papiere und seine Brieftasche mit 35 Mark ausliefern. Die Täter konnten noch nicht gefaßt werden.

## Tödliche Autounfälle in Mecklenburg.

In den Osterfeiertagen ereigneten sich in Mecklenburg zwei Autounfälle, die beide Todesopfer forderten. In der Rehnaer Gegend wurde ein 24jähriger Hofbesitzersohn mit seinem Fahrrad von einem Kraftwagen überfahren. Der Verunglückte starb an schweren Kopfverletzungen. In der Dörschlag-Schmacht hagen wurde am Montag ein fünfjähriger Knabe beim Überqueren der Straße von dem Auto eines Arztes erfasst, etwa zehn Meter mitgeschleppt und tödlich verletzt.

## Ein Sohn erschießt seinen Vater.

In St. Etienne wurde der Bürgermeister-Sekretär Verin-Lecote von seinem Sohn erschossen. Die Tat geschah mit reißender Ueberlegung. Der Mörder versuchte nachher einen Unglücksfall vorzutäuschen.

## Vier Opfer einer Gasvergiftung.

Dienstag nachmittag, gegen 5 Uhr, nahm man aus der Wohnung des Buchhändlers Lufowski in Stettin starken Gasgeruch wahr. Beim Eindringen fand man Frau Lufowski, ihre beiden Töchter im Alter von vier und acht Jahren und ihre beiden Söhne von drei und fünf Jahren betäubungslos vor. Die Gashähne waren geöffnet. Die sofort angestellten Wiederbelebungsversuche waren nur bei dem jüngsten Kinde erfolgreich, während die übrigen bereits gestorben waren.

## Luftmord an einer Greisin.

Eine scharre Entdeckung wurde in der Nähe von Ockershausen bei Warburg a. d. Lahn gemacht. In einem abseits gelegenen Gartenhäuschen fand man die Besessene, die unerschütterliche 68jährige Elise Cremer, mit schrecklichen Verletzungen tot auf. Die Frau ist einem schrecklichen Luftmord zum Opfer gefallen. Der Täter konnte von der Polizei in der Person eines aus Ockershausen gebürtigen 17jährigen Jünglings namens Joseph Weil festgestellt und am späten Abend verhaftet werden. Der jugendliche Verbrecher hatte sich nach der Tat in aller Ruhe zu seiner in Ockershausen bediensteten Mutter begeben.

## Luftmord im Kreise Ortelburg.

Am Karfreitag fand man im Kreise Ortelburg im Walde eine weißliche Leiche, die furchtbar zerstückelt war. Nach den bisherigen Feststellungen handelt es sich um eine etwa siebenjährige Polin, die wahrscheinlich über die Grenze gekommen ist, um hier Arbeit zu suchen. Ein 17 Jahre alter Pole wurde als des Nordes verdächtig festgenommen. Allem Anschein nach ist an der Getöteten ein Eitrittsverbrechen verübt worden. Die Ermittlungen sind noch im Gange.

## Ein Ehemann vom Geliebten seiner Frau erschossen.

In der Nacht zum Donnerstag besuchte während der Abwesenheit ihres Ehemannes in Lugsburg ein Holzarbeiter seine Geliebte. Der plötzlich zurückkehrende Ehemann ging dem Eindringling mit einer Revolverpatrone zu Leibe, worauf die Ehefrau und ihr Liebhaber flüchteten. Auf der Straße erschoss dann der Liebhaber den Ehemann. Der Täter stellte sich der Polizei.

## Schwerer Autounfall eines Göttinger Gelehrten.

Der Göttinger Professor der Anatomie Dr. Buch fuhr mit einem Rietssauto bei der Wahrung mit einer Geschwindigkeit von 80 Stundenkilometer gegen einen Baum. Der Wagen überlag sich und stand sofort in hellen Flammen. Dem Chauffeur gelang es, die Tochter des Ehepaars Juchs rechtzeitig aus dem Wagen zu retten, während der Professor und seine Gattin mit schweren Verletzungen ins Krankenhaus überführt werden mußten.

## Flieger Bohne tödlich verunglückt.

In der letzten Nacht stieß auf der Langenhorn-er Chaussee ein mit fünf Personen besetztes Privatauto mit einem Milchfuhrwerk zusammen. Der am Steuer sitzende bekannte Chefpilot Bohne wurde bei dem Anprall gegen das Steuerrad getötet, wobei ihm der Brustkorb eingedrückt wurde. Er war sofort tot. Der mitfahrende Flieger Mauleberg blieb unverletzt, während zwei Damen Arm- und Knieverletzungen erlitten und ins Krankenhaus geschafft werden mußten. Der fünfte Insasse hatte nur leichte Stirnverletzungen davongetragen. Das Auto wurde schwer beschädigt.

## Ein Parteisekretär von seinem Gegner niedergestochen.

Der Sekretär der republikanischen Partei im Karpathen-Rußland, Tju, wurde auf der Straße von einem Kommunisten angefallen und schwer verletzt. Tju war mit dem Kommunisten in ein Gespräch über Politik geraten. Dabei ereiferte sich der Kommunist so sehr, daß er zum Messer griff und dem politischen Gegner zwei Messerstiche versetzte. Tjus Zustand ist sehr ernst. Der Kommunist wurde verhaftet.

## Aus Notwehr getötet.

Das Grenz-Kommissariat Stenisch teilt mit: Am Ostersonntag griff bei der Bahnkontrolle auf dem Grenzbahnhof Stenisch der Linie Berlin-Posen ein aus Belgien nach Polen reisender polnischer Arbeiter ohne jeden Grund die Reisenden und Grenzbeamten mit einem Dolchmesser an. Hierbei wurde ein Reisender und ein Kriminal-Assistent durch Stiche verletzt. Der Beamte mußte in der Notwehr und zum Schutze des reisenden Publikums von der Waffe Gebrauch machen. Dabei wurde der Angreifer getötet. Die Leiche wurde beschlagnahmt.

## Der Kaiserschwager Jubloff.

befindet sich noch immer in Belgien. Er hat sich mit Erlaubnis der belgischen Behörden auf kurze Zeit in Verdiers nahe der deutschen Grenze niedergelassen. Dieser Tage hatte er auf belgischem Gebiet ein Stelldichein mit seiner Frau, der Schwester Wilhelms II., die in Begleitung der Mutter Jubloffs und einer „Hofdame“ im Auto eigens aus Bonn gekommen war, um, wie behauptet wird, ihrem Manne ein Diktier zu überreichen. Die Zusammenkunft dauerte einige Stunden. Während des Frühstückes gab die Schwester des früheren Kaisers einem belgischen Journalisten ein Interview. Sie erklärte, sich im besten Einvernehmen mit ihrem Manne zu befinden, den sie seit vier Wochen nicht gesehen habe. Dann bestritt sie die „tendenziösen Erzählungen“ der Presse über sie und ihren Mann und klagte bitter über die gehässigen Angriffe der deutsch-nationalen Presse, die schließlich zur Ausweisung Jubloffs aus Deutschland geführt hätten. „Unbegreiflich ist mir“, sagte sie ferner, „die Haltung der ausländischen Behörden. Jubloff und ich haben in vollkommenem Einvernehmen geheiratet, wir lieben uns und haben nur den einen Wunsch, friedlich zusammen zu leben. Ich habe übrigens der Großherzogin von Luxemburg geschrieben und ich hoffe, daß wir in diesem kleinen Lande endlich in Ruhe zusammen leben können.“ Die Prinzessin und ihre Beaufetenen sind abends im Auto nach Deutschland zurückgekehrt; Jubloff fuhr nach Verdiers.

## Schwerer Motorradunfall in Südschweden.

Montag nachmittag hat sich bei Kvidinge in Südschweden ein schwerer Motorradunfall ereignet, der zwei Personen das Leben kostete. In der Nähe von Kvidinge verließ das Motorrad des Kopenhagener Geschäftsmannes Holst Meyer wahrscheinlich infolge eines Ohnmachtsanfalles des Fahrers ins Schleudern und rannte gegen einen Baum. Holst Meyer und seine Nichte wurden so schwer verletzt, daß sie kurz darauf starben, während die Frau und die Tochter des Verunglückten mit leichten Verletzungen davonkamen.

## Ein Kind aus dem fahrenden Zuge gestürzt.

Auf der Fahrt nach dem Haag stürzte ein vierjähriges Kind aus dem Zuge und wurde von einem auf dem Nebengleis herankommenden Eisenbahnzug überfahren und getötet. Das Kind hat wahrscheinlich beim Spielen die Absteiltür geöffnet.

## Deutschland auf dem Wege zum Einheitsstaat?



Die Unwirksamkeit der Verwaltung der deutschen Kleinstaaten hat dazu geführt, daß nach dem Kriege eine Reihe dieser kleineren Länder sich vereinigt oder an größere Nachbarstaaten angeschlossen haben. So wurde aus den thüringischen Staaten „Großthüringen“, Koburg schloß sich Bayern an, und die Vereinigung von Waldeck mit Preußen wurde kürzlich von den beiderseitigen Regierungen vollzogen. Der nächste Schritt zu einem deutschen Einheitsstaat dürfte der Zusammenschluß von Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt zu „Großschwaben“ oder von Baden, der Pfalz und Hessen-Darmstadt zu einem Oberrheinstaat sein.

# Wähler, verteidigt die Arbeitslosenversicherung.

Seit Jahr und Tag ist die Arbeitslosenversicherung das Angriffsziel anderer Sozialreaktionäre: unter allen Angelegenheiten der Sozialpolitik wird sie am meisten gehänselt. Die Angriffe gegen die Arbeitslosenversicherung sind vorzugsweise von Profitinteressen diktiert. Hinter ihnen stehen die großen Versicherungsgesellschaften. Ihr Plan ist folgender: Da das Arbeitslosensystem in der modernen Industrie größer ist als jemals und die Arbeiterklasse sich heute an eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, also gegen Konjunkturrückfälle in der Wirtschaft, gewöhnt hat, werden große Teile der arbeitenden Schichten freiwillig eine Arbeitslosenversicherung eingehen, wenn die staatliche Einrichtung zurücktritt. Das Versicherungskapital wird in der Arbeitslosenversicherung ein neues, glänzendes Geschäft. Gelangt es ihnen, die gegenwärtige Arbeitslosenversicherung zu beseitigen, so ist der Weg für die Verwirklichung dieser kapitalistischen Pläne frei. Die Ausschüsse der großen Versicherungsgesellschaften werden dann mit Hilfe der freiwilligen Arbeitslosenversicherung ungeheure Einnahmen für sich realisieren; der Arbeiter zahlt aber die schon jetzt kaum ausreichenden Unterstüßungen gegen geringere Ein- und Wiederaufbau höhere Prämien, Beiträge zahlen müssen.

Für die Unternehmer ist die Arbeitslosenversicherung ein Hindernis, um die Löhne möglichst niedrig zu halten. Ihnen wäre es natürlich am liebsten, wenn keine Arbeitslosenversicherung existierte; dann müßte die in Krisenzeiten entstehende industrielle Reservearmee gezwungen sein, auch die miserabelsten Lohnangebote der Industriellen zu akzeptieren. So bekämpfen gerade die Groß- und Kleinhändler die Arbeitslosenversicherung. Gerade der von den Agrariern geführte Kampf ist jedoch nur ein Kampf um die Höhe der Landarbeiterlöhne. Bezeichnend ist, daß die Regierungsparteien im letzten Reichstag eine Interpellation einbrachten, die besagte, daß die Arbeitslosenversicherung nicht ein Hindernis für den schlimmsten Lohndruck in der Landwirtschaft sein darf. Der Wähler muß aber bei den kommenden Wahlen dafür sorgen, daß es auch im kommenden Reichstag kein Mißverständnis über die Arbeitslosenversicherung geben wird. Besonders der Landarbeiter muß sich darüber klar sein, daß er die Arbeitslosenversicherung und damit Lohnhöhe und Lebenshaltung verteidigt, wenn er am 20. Mai sozialdemokratisch wählt.

Die wirtschaftlichen Ursachen, weshalb man die Arbeitslosenversicherung nicht aufheben will, sind natürlich von den Gegnern der Arbeitslosenversicherung wohlweislich verschwiegen. Die Unternehmer klagen deshalb auch über unerträgliche Belastung der Wirtschaft und behaupten, daß die Arbeitslosenversicherung die Arbeiterklasse demoralisiere und die Arbeiter zu Hausangestrichelten mache. Was ist an diesen Behauptungen wahr?

In jedem Geschäftsbericht wird der Klagegehalt über die steigende Sozialbelastung angeführt. In jedem Geschäftsbericht muß aber auch angegeben werden, daß die Gewinne trotz der angeblich unerträglichen Sozialbelastung steigen. Daraus geht hervor, daß der Beitrag der Arbeitgeber zur Sozialversicherung ohne ungünstigen Einfluß auf die Profitabilität ist. Die Arbeiter bekommen sich auch in acht, ihren Klagegehalt in den Geschäftsberichten durch Zahlen zu erläutern. Sie lieben mehr die lyrische Weise, das Leid ohne Zahlen, und weniger den klaren Beweis. Solange aber das deutsche Unternehmertum für seine Verantwortung, die soziale Belastung, die Rentabilität der Betriebe, keinen exakten, keinen schlagenden Beweis erbringen, können seine Klagen über die Sozialbelastung nicht ernst genommen werden. Soweit die Arbeitslosenversicherung in Frage kommt, teilt der letzte Bericht der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung mit, daß die Beiträge für die Arbeitslosenversicherung im Monatsdurchschnitt 4,02 Mk. pro Kopf der Versicherten ausmachen. Davon zahlt der Unternehmer die Hälfte, also rund 2 Mark pro Kopf. Das ist bei weitem weniger als viele Unternehmer für ihre Kampffonds zu entrichten haben. So werden zum Beispiel in der nordwestlichen Gruppe der Schwerindustrie, also im eigentlichen Rheinisch-Westfälischen Industriegebiet, 5 Mark pro Kopf der Belegschaft als Beiträge zum Kampffonds erhoben und gezahlt. In den Geschäftsberichten des Ruhrtrifts wird aber nicht über die Kampffondsbeiträge, sondern über die unerträgliche Sozialbelastung, insbesondere über die Belastung aus der Arbeitslosenversicherung lamentiert. Das ist Heuchelei.

Wenn geklagt wird, die Arbeitslosenversicherung sei eine Prämierung der Faulheit, so ist das natürlich Unfug. Jeder wird aber schon in bürgerlichen Blättern die Geschichte von dem Arbeitslosen gelesen haben, der auf Arbeit verzichtete, um im Gemach der hohen Arbeitslosenunterstützung zu bleiben. Solch ein Arbeiter habe einem Unternehmer eine Abfindungssumme für den Fall angeboten, daß dieser ihn nicht in seinem Betriebe einstellt. Die zukünftigen Chancen haben sich natürlich sofort nach diesem Rollen von hochmütigen Arbeitslosen erledigt und müssen feststellen, daß er nicht ergriffen und daß die ganze Geschichte angelegter Schwindel war. Alle diese Arbeitslosengeschichten stellen sich als Schwindel heraus, sobald man den Dingen auf den Grund geht. Dagegen ist recht oft festzustellen, daß die Arbeitgeber die Not der Arbeitslosen in der schlimmsten Weise auszunutzen wußten, indem sie ihnen unerschrocken niedrige Arbeitslöhne anboten. Sie ungeduldet wird ein Stück daraus: Von der Arbeitslosenversicherung kann man eben kein Leben führen und wir wissen alle, daß für den Arbeitslosen der Lohn, wo er wieder in den Betrieb tritt und wieder vermögenslos vertrieben kann, ein Glücksfall ist.

Die Arbeitslosenversicherung ist aber eine soziale Erziehungsschule von ungeheurer kultureller Wert. Sie verteidigt sie, indem wir bei der Reichstagswahl den sozialdemokratischen Stimmenzettel abgeben!

## Erfolgreiche Lohnbewegung der jährlichen Gemeindearbeiter.

Die Lohnbewegung der jährlichen Gemeindearbeiter ist beendet. Die Verhandlungen mit dem Arbeitgeberverband der jährlichen Gemeinden hatten eine Erhöhung der Gehälter der Gemeindearbeiter um 8 Pf. der Angelernten und Angelehnten um je 7 Pf. der Jahresarbeiterinnen um 6 Pf. und der unregelmäßig Arbeitenden um 5 Pf. gebracht und zwar gleichmäßig in allen Ortsklassen. Bei der Lohnbewegung haben sich 11 700 Mitglieder für die Annahme und 200 dagegen ausgesprochen. Das Verhandlungsergebnis gilt damit als angenommen.

## Zehntätigkeits Arbeitszeit

Verlangt die Bundesarbeitskammer Köln mit Hilfe des Reichsregierungspräsidenten auf dem Drängungsweg, vor allem für die Gewerbetreibenden, Bauern und Kleinhändler zu erwirken. Die Bundesarbeitskammer der Bauern will die Arbeitszeit für die Bauern von 5 auf 10 Stunden und für die Kleinhändler von 6 auf 10 Stunden erhöhen. Bei der Lohnbewegung haben sich 11 700 Mitglieder für die Annahme und 200 dagegen ausgesprochen. Das Verhandlungsergebnis gilt damit als angenommen.

## Der Geschäftsschluß für die Eisenindustrie Schiffsbau und der Unternehmern abgelehnt.

Der Geschäftsschluß für die Eisenindustrie Schiffsbau und der Unternehmern abgelehnt. Die Eisenindustrie Schiffsbau und der Unternehmern abgelehnt. Die Eisenindustrie Schiffsbau und der Unternehmern abgelehnt.

Streikenden trotz vieler und schwerer Sanktionen angenommen, dagegen von den Unternehmern abgelehnt. Dadurch ist eine Beendigung des Kampfes unmöglich, vielmehr geht dieser vielschichtig weiter. Daß die Unternehmer einen Stundenlohn, wie es der Schlichtenspruch vorsieht, von für Fahrarbeiter 67 Pf., für Hilfsarbeiter 56 Pfennigen an der Spitze ablehnen, kennzeichnet ihre soziale Rücksichtslosigkeit mehr als es viele Worte tun können.

Die streikenden Eisenarbeiter werden auch diese Hartnäckigkeit überwinden, um endlich einen der allgemeinen Verteuerung des Lebensunterhaltes einigermaßen angelegentlichen Arbeitslohn zu erhalten.

## Sozialpolitik schwach.

Man weiß, daß kommunistische Zeitungsschreiber zwar allenthalben in der Erfindung neuer Parolen los haben, daß es aber mit ihren sozialpolitischen Kenntnissen nicht weit her ist. Den Beweis dafür liefert die „Arbeiterzeitung“ in ihrer Nummer. Dort drückt sie eine Entscheidung des Spruchschusses bei dem Breslauer Arbeitsamt ab, die einem Arbeitslosen eine wöchentliche Teilerlösnunterstützung von 2,54 Mark zuspricht. Daß an der Entscheidung der Gewerkschaftsangehörte Blant mitgewirkt hat, ist für das kommunistische Blatt ein willkommenes Anlaß, das Arbeitslosenversicherungsgesetz im allgemeinen und die „reformistischen“ Gewerkschaftsangehörten im besonderen schlecht zu machen. Die „Arbeiterzeitung“ tut so, als ob der Breslauer Spruchschuß und sein Arbeitnehmerbeistand eine besondere Minderträchtigkeit an den Tag gelegt hätten, indem sie den Verdienst der Kinder bei der Teilerlösnunterstützung in Anrechnung bringen. Sie meint, daß es interessant wäre, zu erfahren, nach welchen Methoden des Arbeitsamts verrechnet habe, daß erwachsene Kinder nur 10,56 Mark bzw. 8,50 Mark wöchentlich zum Leben benötigen. Schließlich wird noch die Meinung ausgesprochen, daß bei einer Verurteilung an die Spruchkammer des Landesarbeitsamtes, ein günstigeres Ergebnis zu erzielen gewesen wäre, wenn der Gewerkschaftsvertreter nicht zugestimmt hätte.

Würden die kommunistischen Pamphletschreiber sich mit solchen Dingen öfter und eingehender beschäftigen, dann bräuchten sie nicht ins Stau hinein zu jubulieren. Zum allgemeinen Nutzen

# Zwischen Rio Grande und Feuerland.

### Zwei amerikanische Autos, kein Handelsattaché, aber 400 Kreuzer-Millionen.

Kaum zu derselben Zeit, als die Regierungsparteien im Reichstag Millionen für ein Eisen, einen sogenannten Panzerkreuzer, bewilligten, trat in der Berliner Industrie- und Handelskammer Dr. Schüd aus Rio de Janeiro, einer der besten Kenner der lateinamerikanischen Wirtschaftsverhältnisse, wenig Erbauendes über den deutsch-südamerikanischen Handel vor. Obwohl Deutschland die Nationalisierung seiner Industrie kennt, um die Exportpreise zu senken, obwohl viele umgewandelte Industrie in der Lage ist, effizientere Fabrikate zu exportieren, und obwohl die Hemmnisse des Handelsverkehrs, belgischen und italienischen Dumpingpreisen in der Hauptsache überwinden sind, geht die deutsche Warenexport nach Süd- und Mittelamerika zurück. Dagegen steigen die Exporte zum Amerikaner und Engländer. Wie erklärt sich diese Entwicklung? In Anlehnung an den Vortrag Dr. Schüds wollen wir versuchen, die Hauptgründe dafür aufzuzeigen. Sie lassen den Beschluß der Regierungsparteien, neue Schiffe zu bauen, während es an allen Ecken und Kanten an Geld für die wirtschaftstechnische Fortschrittsarbeit und die Anschaffung unseres Handels flieht, doppelt bedauerlich erscheinen.

Schuld trägt in erster Linie wohl das deutsche Vertretersystem in Lateinamerika. Brasilien, Argentinien und Chile sind Länder, in denen der Vertreter deutscher Fabriken zuerst Schritt machen für seine Firma, für Wirtschaft und Handel seiner Nation sein muß. Wie wenig die Vertreter deutscher Firmen, mit wenigen Ausnahmen, das jedoch sind und sein können, bewußt eine Vergleichung des deutschen Vertreters mit dem Seilenden der amerikanischen Firmen. Der amerikanische Vertreter kommt nach Südamerika und wird dort von seinen Firmen unterstützt und gefördert; er verfügt über die nötigen Hilfsmittel und kann deshalb mit vollen Segeln ins Geschäft gehen. Ganz anders sieht der deutsche Unternehmer seinen Vertreter nach Südamerika. Sein Gehalt ist färglich bescheiden, oft ist er in der Heimat ohne feste Positionen angeworben. Hier können sich die sozialistischen Theorien der deutschen Unternehmern ausbreiten, die möglichst an Arbeitslöhnen sparen wollen und ihren Angehörten im fremden Lande gar keinen Spielraum, die in ihrem Interesse gemacht werden, aus eigenen Taschen zu bezahlen. Man darf sich deshalb nicht wundern, daß die deutschen Vertreter nicht die nötige Aufmerksamkeit haben, wie ihre amerikanischen Kollegen; man hat sich aber auch nicht wundern, wenn diese Leute, falls sie in das südamerikanische Geschäft hereinkommen, ihrem deutschen Auftraggeber den Rücken kehren und für die besten heimischen amerikanischen Firmen arbeiten. Angenehm solcher Fälle klingen die deutschen Firmen oft über nationale Unzulänglichkeiten ihrer Vertreter. Sie geben dann, wie auch Dr. Schüd in seinem Vortrag anmerkt, gar keine Rücksicht.

Auch hat die deutsche Vertreter - vor dem Kriege war das anders - weniger gut für ihr Geschäft in Lateinamerika ausgerüstet als die Amerikaner. Dies beruht heute in vorbildlicher Weise über die Handelswege und spricht die Sprache des Landes. Der nachamerikanische Kommissar von uns bekennt, daß kein Wort über den portugiesisch vermittelten, geht der Vergangenheit an. Folgt man in Lateinamerika Handelswege, eringen, denn müssen wir unsere jungen Leute daher anwerben. Dazu gehört langwierige Schulung und die Willkür für den Panzerkreuzer, für den ich ja auch die ausgegebene Jahressumme, die Deutsche Wirtschaft, trägt, wenn sie über ein Stück

Wieder haben die Handelswege, der Deutschland nach Lateinamerika führt, nicht das beste zu sein. Scherzhaft werden ehemalige Offiziere, nur um sie dort unterzubringen. Es hat sich aber gezeigt, daß der ehemalige deutsche Offizier wohl Neigung hat, im heimische deutsche Industrie zu drücken, aber kein Verständnis für die Sprache, den Verkehr zu besitzen.

Der deutsche Industriehändler liegt - angeblich weil es ein Geld fehlt, das aber für Anwerbungen in Höhe und Größe der Verfügung steht - besonders im Auge. Unter Handelsvermittlungsgesellschaft hat gegenüber Geschäftsmännern der Amerikaner, Engländer und selbst der Schweizer ausgiebigen Stellen möglich sind. Dagegen haben wir, für uns ein paar Hunderttausend Mark mehr zu beschaffen, haben kein Verständnis bei den Geschäftsmännern gefunden. Mit einigen Ausnahmen wird Markt sehr gut jedoch hier möglich. Gegenüber und nicht für Anwerbungen des deutschen Industriehändlers beitragen. Das soll man sagen, wenn man hat, daß Deutschland ein starker Exportland ist, dann kann man sich in dem Wettbewerb mit dem Rio Grande und dem Genland wagen. Es ist kein Geld für diese wichtige Aufgabe vorhanden. Die offizielle Diplomatie Deutschlands in Lateinamerika verhält sich nicht anders, als nur, für die Unzulänglichkeiten klagen, Kommissare zu machen, aber nicht für deutsche Botsen. Es verlangt die deutsche Geschäftigkeit in Brasilien, einen wichtigen Wettbewerb für sich selbst, aber drei Jahre. Dann hat zwei amerikanische und eine deutsche Fabrik. Daß eine solche Geschäftigkeit den deutschen Export nicht fördern kann und will, kann man sich besonders leicht vorstellen.

Der von den Kommissaren angetragene Exportplan, der Panzerkreuzer, wird 400 Millionen Mark kosten. Die Kosten werden sich wahrscheinlich noch höher stellen, weil wahrscheinlich das

ist hier einmal festzustellen, daß Krisenunterstützung gewährt wird nach der Verordnung über Krisenunterstützung vom 28. September 1927, die der dem Zentrum angehörende Reichsarbeitsminister Braun erlassen hat. An diese Verordnung, die mit dem Arbeitslosenversicherungsgesetz wenig zu tun hat, ist leider der Spruchschuß ebenso wie die Spruchkammer des Landesarbeitsamtes geknüpft. Die Spruchkammer hat sogar wiederholt günstigere Entscheidungen des Spruchschusses Breslau aufgehoben. Vielleicht ergeben daraus die Herren Kommunisten, wie schlecht die Interessen der Arbeitnehmer bei einer reinen Bürgerliedregierung aufgehoben sind und daß es offenbar doch nicht so einseitig ist, ob auch Sozialdemokraten auf die Griffe der Reichsminister Einfluß haben. Das wäre immerhin schon ein Gewinn. Einstweilen überlassen die Kommunisten allerdings den Gewerkschaften gegen derartige miserable Verordnungen anzukämpfen, was übrigens hinsichtlich der Krisenverordnung bereits geschehen ist. Unterdessen beschimpfen kommunistische Zeitungsschreiber eben jene Gewerkschaften, die positive Verbesserungsarbeit leisten in Artiteln, die von keinerlei Sachkenntnis getrieben sind. Das ist allerdings viel bequemer und erfordert weit weniger Geist und Mühe, womit die Methode dieser „Arbeitervertreter“ hinreichend gekennzeichnet ist.

## Die Stabellwiger Kammgarnspinnerei bezahlt die Feiertage.

Ein anständige Firma, denkt man; denn Unternehmer, die Feiertage bezahlen, kann man in der Regel mit der Laterne suchen. Aber auch in vorliegendem Falle ist es mit der sozialen Einsicht nicht weit her. Die von der Stabellwiger Kammgarnspinnerei bezahlten Feiertage werden den Arbeitern nämlich auf den tariflichen Urlaub in Anrechnung gebracht. Kein Mensch kann sagen, welchen Zweck das haben soll, wenn man nicht der Meinung ist, daß die betreffende Firma nach außen hin den Eindruck eines sozial handelnden Unternehmens erwecken will. Denn daß die Bezahlung der Feiertage mit der Streichung einiger Urlaubstage wieder wettgemacht wird, das erfährt ja niemand. Deswegen sorgen wir dafür, daß es auf diesem Wege bekannt wird.

Allerdings, Arbeiter, die sich solche Wohltaten bieten lassen, verdienen es nicht besser. Bollen es auch annehmend gar nicht besser haben, denn sonst könnten sie sich nicht derartiges bieten lassen. Wann kommt diese Arbeiterklasse endlich zur Einsicht und - Würde? Wie lange will sie die anderen für sich kämpfen lassen?

Werft Kapital mal richtig an diesem Unfug verdienen will. Was könnte man mit diesen Geldmitteln für den deutschen Warenexport leisten, wenn man sie richtig anwenden würde? Das deutsche Volk, dessen Lebensinteressen vom Warenexport abhängen, hat am kommenden Wahltag Gelegenheit, seine Meinung über diese Vergewandung öffentlicher Mittel zu sagen.

## Die Entwicklung der deutschen Holzeinfuhr.

Die Lage der Holzindustrie ist im allgemeinen noch zufriedenstellend. Auf dem Inlandmarkt war das Jahr 1927 infolge des für dieses Jahr festgelegten verhältnismäßig großen Bauprogramms befriedigend. Die Aussichten für 1928 sind jedoch weniger günstig, weil infolge der ungünstigen Geldmarktsverhältnisse wenig Aussicht dafür besteht, daß das diesjährige Bauprogramm annähernd an das des Vorjahres heran kommen wird. Immerhin wird jedoch damit gerechnet, daß für das laufende Jahr noch größere Bauaufträge zur Ausführung kommen werden. Was das polnische Schnittmaterial anbelangt, so ist das Kontingent für seine Einfuhr vor kurzem bekanntlich mit 1 Million Kubikmeter pro Jahr soweit gesättigt worden, daß die Einfuhr praktisch frei ist, da die deutschen Werke derzeit große Mengen nicht abruhen. Die endgültige Regelung wird allerdings erst durch den Handelsvertrag erfolgen, dessen Abschluß noch in ziemlich weiter Ferne liegt. Die Einfuhr von polnischem Rundholz ist irgendwelchen Kontingentsbestimmungen nicht unterworfen. Neben dem polnischen Material führt Deutschland u. a. auch Schnittholz aus Oesterreich, der Tschechoslowakei, Jugoslawien, Finnland, Amerika und Afrika ein. Der deutsche Gesamtbedarf beträgt jährlich etwa 45 Millionen Festmeter, von denen 15 Millionen Festmeter eingeführt werden. Ein Teil hiervon gelangt im Veredelungsverkehr zur Ausfuhr. So u. a. nach England, Holland, Belgien und Frankreich. Frankreich erhält einen Teil dieser Ausfuhr als Reparationsmaterial.

## Der Güterverkehr auf der Oder im Januar 1928.

Der Güterverkehr auf der Oder stand im Januar 1928 unter dem Zeichen des Froites. Auf dem Oberlauf des Flusses lag die Schifffahrt fast den ganzen Monat hindurch überhaupt still, auf dem Mittel- und Unterlauf war der Verkehr wegen des Froites ebenfalls außerordentlich gering. Im Rastler Hafen fand überhaupt kein Güterumschlag statt. Im Breslauer Hafen erfolgte der Güterumschlag auch nur ganz kleine Gütermengen. Nur 800 Tonnen kamen an und nur 12.500 Tonnen gingen ab. Von den letzteren waren 7300 Tonnen Kohle. In Stettin und Swinemünde kamen im Januar 1928 4500 Tonnen Güter an und 2000 Tonnen gingen flomarmwärts. Von den ankommenden Regen waren 600 Tonnen Kohle, von den abgehenden 900 Tonnen Kohle. Diese Zahl bestätigt, daß von den auf der Oder flomarmwärts verladenen Kohlenmengen fast alles unterwegs die Oder verläßt. Das beweist, daß die auf der Oder verladene Kohle in Deutschland selbst verbraucht und fast gar nicht ausgeführt wird. Unter diesen Umständen ist es auch nicht verwunderlich, daß nicht nur gegenüber dem Vormonat der Verkehr auf der Oder außerordentlich stark zurückgegangen ist, sondern auch gegenüber dem Januar 1927. Der Verkehr auf der Oder war so gering, daß Frachttarife in dieser Zeit gar nicht notiert sind.

## Erhöhung der Buchdruckpreise.

Der Hauptverband des Deutschen Buchdruckervereins e. V. hat in seiner Sitzung vom 24. März beschlossen, mit Wirkung vom 1. April ab die bestehenden Preise um 5 vom Hundert zu erhöhen.

Notieren Sie sich

Ozonil

Laugen

## Jenny Marx.

Frauen der deutschen Revolution 1848 heißt ein Buch, das jetzt im Verlag Kaden u. Comp., Dresden, erschienen ist. Anna Bloss, unserer Lesern als Mitarbeiterin der sozialdemokratischen Tagespresse wohl bekannt, schildert darin die Lebensläufe von zehn Frauen, die entweder unmittelbar oder durch die Verbindung ihres Schicksals mit dem ihrer Gatten im „tolle Jahre“ eine Rolle gespielt haben. Das Buch, gut gebunden, mit Leinwandrücken, mit zehn Abbildungen auf Kunstdruckpapier, kostet 3,50 Mark. Es eignet sich ausgezeichnet zum Geschenk für Frauen und reifere Mädchen. Als Probe drucken wir hier ein Kapitel ab, das von Karl Marx' treuer Lebensgefährtin Jenny erzählt.

Tapfer wie Johanna Kinkel hat Jenny Marx die schweren Tage mitgetragen, von denen ihr Gatte in vielleicht noch härterer Maße verfolgt wurde als die anderen Kämpfer des Jahres 1848.

Es läßt sich denken, daß Karl Marx, einer der größten Gelehrten der Welt, der Verfasser des „Kommunistischen Manifestes“, des „Kapitals“, der Gründer der Internationalen Arbeiterassoziation, gewiß hohe Ansprüche an die Frau gestellt hat, die er sich zur Lebensgefährtin erkor. Hatte er doch selbst in diesem Buch die bürgerliche Ehe im kommunistischen Manifest als „Karl gezeichnet“, wo er schreibt: „Der Bourgeois sieht in seiner Frau ein bloßes Produktionsinstrument. Er hört, daß die Produktionsinstrumente gemeinschaftlich ausgebeutet werden sollen und kann sich natürlich nichts anderes denken, als daß das Los der Gemeinschaftlichkeit die Weiber gleichfalls treffen wird. Er hat nicht, daß es sich eben darum handelt, die Stellung der Weiber als bloßes Produktionsinstrument aufzuheben.“

Die Ehe von Karl und Jenny Marx ist der schlagendste Beweis dafür, daß Menschen glücklich miteinander sein können, sie mögen von noch so verschiedener Rasse, Herkunft, Familie sein, wenn nur das gleiche Streben nach Idealen, nach Freiheit sie erregt. Und glücklich waren sie trotz aller schweren Prüfungen, die ihnen das Schicksal auferlegte. „Das Flüchtlingsleben in seiner ärmlichen Form hat für Marx und seine Familie jahrelang gedauert. Es wird wenige Flüchtlingsgegnen geben, die mehr zu leiden hatten. . . . Jahrelang, und da war das Schlimmste schon über, bildete das Pfund Sterling (20 Mark), das Marx höchstens für seine Mittel an die „New Yorker Tribune“ gezahlt wurde, die einzig sichere Einnahmequelle“, schreibt Wilhelm Liebknecht in seinen Erinnerungen an Karl Marx.“

An einer Stelle von Karl Marx zum Gedächtnis. Von W. Liebknecht. (Wörter u. Co., Nürnberg 1896.)

anderer Stelle teilt er mit, daß der schlechteste bezahlte Tagelöhner in Deutschland in 40 Jahren nicht mehr an Lohn bezogen hat als Marx an Honorar für das „Kapital“, eine der größten wissenschaftlichen Schöpfungen seines Jahrhunderts, an der er 10 Jahre lang gearbeitet hat, „und wie gearbeitet!“

Es war der Frau, die in schwerer Zeit so tapfer durchgehalten hat, nicht an der Wiege gesungen, daß sie den Hunger in seiner fürchterlichsten Bedeutung kennenzulernen sollte.

Jenny von Westphalen, das geliebte Weib von Karl Marx, wie es in der Grabinschrift heißt, stammte aus einer vornehmen, begüterten Familie. Ihr Großvater war der geniale Generalstaatschef des Prinzen Ferdinand von Braunschweig im Siebenjährigen Kriege. Ihre Großmutter entstammte der berühmten schottischen Adelsfamilie Weyale. Die Familie war seit 1816 in Trier ansässig, wo auch die Eltern von Karl Marx lebten. Jennys Vater war Regierungsrat in Trier. Karl Marx, der dort am 5. Mai 1818 geboren wurde, verkehrte von Jugend auf in Westphalenschen Hause. Jenny, die Tochter, wurde am 12. Februar 1814 geboren. Ihr Vater war ein hochgebildeter preussischer Beamter, dessen Lieblingsdichter Föhrner und Shakespeares waren. Obwohl er nicht mehr jung war, liebte er es, sich mit dem klugen jungen Marx zu unterhalten und seinen Bildungsgang zu beobachten. Marx verehrte ihn wie einen väterlichen Freund. Er sagte in der Widmung seiner Doktorarbeit an den späteren Schwiegervater, er wäre ein Mann, der jeden Fortschritt der Zeit mit der Begeisterung und Begeisterung begrüßt. . . . und der ein lebendiger Beweis ist, daß der Idealismus keine Einbildung, sondern Wahrheit ist.“ Auch Racine und Voltaire studierten die im Alter so verschiedenen Freunde zusammen. Anregung gab dazu der Vater von Karl Marx, „als richtiger Franzose des 18. Jahrhunderts.“

Karl Marx wuchs mit den Söhnen des Hauses von Westphalen in enger Gemeinschaft auf. Jenny beteiligte sich sowohl an ihren Spielen als auch an ihren Studien. So wurde aus der Kinderfreundschaft Liebe. Seine Mutter nannte damals ihren Sohn Karl „das Glückskind“. Mit lieblichen Jahren schon bestand er das Abiturientenexamen und ging als Studiosus Juris auf die Universität Bonn, wo er ein flottes Studentenleben führte. Von da ging er 1836 nach Berlin. Vorher verlobte er sich mit der Jugendliebe ohne Wissen ihrer Eltern, aber mit Einwilligung seiner Eltern, die sie mit der „Gutmütigkeit wahrer Romane“ gaben. Schon damals beschäftigte sich Marx mit den schwierigsten Problemen, studierte vor allem Hegel eifrig. Dabei war sein Herz erfüllt von schwärmerischen Gefühlen für seine heimliche Braut, und er dichtete sie an in romantischen Versen.

1841 promovierte Marx zum Doktor. Die Dissertation widmete er, wie schon erwähnt, seinem späteren Schwiegervater. Als er um die Hand der Tochter warb, zeigte sich der Gegenstand so vielen Menschen ihrer Rasse. Diese hätten die Tochter getadelt, wenn nicht verachtet. Die Eltern Westphalen billigten den Hergang und mit Marx, dessen glänzende Gaben sie ja von früher Jugend an kannten. „Die Braut bewährte von Anbeginn die seltenen Eigenschaften des Herzens und des Kopfes, die sie all ihr Leben auszeichnen sollten“, schreibt Mehring. Er weiß, daß die Dornen sind, die das Verhältnis der Braut eines um vier Jahre jüngeren Studenten in der Atmosphäre einer bürokratischen Kleinstadt bot. „Aber nicht darum konnte sich das schönste Mädchen von Trier“. Sie fürchtete nur als Aeltere, Reifere, ein hoffnungsvolles Leben zu verlassen, das eben in die Palme schöß. „Sie hat auch etwas Genialisches“, schrieb der begeisterte Vater Marx seinem Sohn. „Du kannst sicher sein, daß ein Fürst nicht umstände wäre, sie Dir abzuwenden. Sie hängt Dir mit Leib und Seele an, und Du darfst es nicht vergehen. In ihrem Alter bringt sie Dir ein Opfer, wie gewöhnliche Mädchen es ganz gewiß nicht fähig wären.“

In seiner Liebe zu seiner Braut war Karl Marx, wie er später seinen Kindern erzählte, ein wahrer kalender Roland. Sieben Jahre, wie ein Jakob um Rachel, mußte Marx um seine Jenny drehen, und sie dünkten ihm, als wären es einzelne Tage, so lieb hatte er sie. Am 19. Juni 1843 wurde endlich die Ehe geschlossen, von der Stephan Born, der das Paar in Paris kennengelernt, schrieb: „Es habe selten eine so glückliche Ehe gekannt, in der Freud und Leid, das Lächeln in reichlichem Maße geteilt und aller Schmerz in dem Bewußtsein vollster gegenseitiger Angehörigkeit überwunden wurde.“ Wie Jenny auf andere wirkte, entnehmen wir Borns Worten: „Ich habe selten eine in ihrer äußeren Erscheinung wie in ihrem Herzen und Geist so harmonisch gestaltete Frau gekannt, die bei der ersten Erscheinung so für sich eingenommen hätte wie Frau Marx.“

Noch viel eindrucksvoller schildert Wilhelm Liebknecht die Wirkung von Jenny Marx auf ihre Umgebung, als er als junger Mann nach London kam. „Diese Würde, diese Höhe“, die zwar nicht die Verträglichkeit, aber jede Ungehörigkeit, alles nicht Schädliche fernhielt, wirkte mit Zauberkraft auf uns ein, zum Teil sogar ein bißchen verwilderte Gesellen. Ich weiß noch, welchen Schrecken sie einst dem „Roten Wolff“, nicht zu verwechseln mit dem „Kasemattenwolf“ Lupus, einflößte. Dieser, der Pariser Manieren angenommen hatte und sehr kurzschichtig war, bemerkte eines Abends auf der Straße ein graziöses Frauengestalt, der er nachsah. Obgleich er die Verkleidete mehrmals umkreiste, nahm sie doch gar keine Notiz von ihm, bis er, kühner geworden, ihr so nahe vor das Gesicht kam, daß er trotz seiner Kurzschichtigkeit die Züge unterseiden konnte und — „Hol mich der Deuwel — es war die Frau Marx!“ erzählte er mir ganz aufgeregt den anderen Morgen. „Kun, was hat sie dir denn gesagt?“ — „Gar nichts! Das ist das Verdamme!“ — „Und was hast du getan? Hast du dich entschuldigt?“ — „Hol mich der Deuwel — ich bin davongelaufen.“ — „Aber du mußt dich



doch entschuldigen! Die Sache ist doch nicht so gefährlich!“

Aber — „Hol mich der Deuwel!“ — der „Rote Wolff“, der seines unerschütterlichen Zynismus wegen sich eines gewissen Rufes erfreute, war ein halbes Jahr lang nicht in das Marx'sche Haus zu bringen, obgleich ich ihm schon den folgenden Tag erzählte konnte, daß Frau Marx, als ich auf den Buch Klopfe, in ein helles Gelächter ausgebrochen war bei der Erinnerung an das unglückliche verblüffte und erschrockene Gesicht des in der Don Juan-Rolle verunglückten „Roten Wolffs“.

Frau Marx war die erste Frau, durch die ich die erzieherische Kraft und Macht der Frauen kennenlernte. Meine Mutter war so früh gestorben, daß ich von ihr nur schattenhafte, verschwommene Vorstellungen hab; und später fand ich mich auch — außer auf ganz kurze Zeit, und auch das in sehr früher Kindheit — von weiblicher Gesellschaft, die mich hätte emporheben und zur Milderung und Schlichtung meines Wesens beitragen können, völlig ausgeschlossen. Ehe ich Frau Marx traf, hatte ich die Wahrheit des Goethe'schen Wortes nicht begriffen:

Wißt du genau erfahren, was sich ziemt,  
So frage nur bei edlen Frauen an!

Sie war mir bald Iphigenia, die den Barbaren jähigt und bildet, bald Eleonore, die dem mit sich Zerfallenen, an sich Zweifelnden Ruhe gibt — Mutter, Freundin, Vertraute, Beraterin. Sie war mir das Ideal eines Weibes, und sie ist es mir. Und — es sei hier wiederholt — wenn ich in London nicht zugrunde gegangen bin, geistig und körperlich, dann verdanke ich es zum großen Teile ihr, die, wenn ich dachte, in dem brandenden Ozean des Flüchtlingslebens zu versinken, mir wie Prometheus dem schiffbrüchigen Odysseus erschien und wieder Mut gab zu schwimmen.

Noch als 17-jährige Frau machte Jenny Marx einen tiefen Eindruck auf meinen Mann. Er erhielt in Mainz im Januar 1875 ein Bilet von Karl Stumpf: „Kommen Sie bestimmt heute abend 8 Uhr in Hotel Landsberg, interessanter und lieber Besuch.“ Er fand dort eine distinguiert aussehende Dame vor, deren Alter er auf 55 bis 60 Jahre schätzte. „Ein scharfgeschnittenes, geistvolles und anziehendes Antlitz, eine stolze Haltung und ein außerordentlich liebenswürdiges Wesen — so traf ich Jenny Marx entgegen, die Lebensgefährtin von Karl Marx.“ Sie brachte ihm Grüße von ihrem Gatten, seinem Dußfreund, und ihrer Tochter Eleonore. „Die Unterhaltung war so anregend, daß wir bis gegen 3 Uhr morgens zusammensahen.“ (Wilhelm Bloss, Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten, Verlag von Birk, München.)

Die Heimat stetlich hatte keinen Raum für dies seltene Paar. Mit 500 Taler Redaktionsgehalt siedelten sich die Neuerwählten zunächst in Paris an. Bald wurden sie von dort ausgewiesen und zogen nach Brüssel. „Frau Marx lebte ganz in den Ideen ihres Mannes“, schreibt Stephan Born, „sie ging dabei ganz in der Sorge für die Irgen auf und war doch so himmelweit von der stumpfsinnigen, den Kochlöffel rührenden deutschen Hausfrau entfernt.“

Der Zustand von 1848 in Brüssel brachte der jungen Frau schwere Stunden. Karl Marx wurde in das Gefängnis gebracht. Sie blieb allein mit ihren kleinen Kindern. Als sie auf die Straße eilte, um zu erfahren, wohin man ihren Mann gebracht hatte, wurde sie festgenommen und mit Prostituierten in einen Raum gesperrt. So groß waren ihr Entsetzen und ihr Schmerz, daß selbst diese durch ihren traurigen Beruf vertrieben Wesen verarmten und Mitleid mit ihr hatten.

Nach kurzem Aufenthalt in Köln, wo Marx die Neue Rheinische Zeitung herausgab, ging die Wamberschaft der Familie über Paris nach London, dem Ort, das sie dauernd nicht mehr verlassen. Wohl manche Frau wäre zusammengebrochen bei den vielen schweren Schicksalsschlägen, die sie bestrafen. Jenny Marx blieb immer stark und froh. Wie Johanna Kinkel verstand sie es, das Heim mit ihrer rheinischen Frömmlichkeit zu erfüllen, und doch ging es auch dort zeitweise karglicher zu als im ärmsten Proletariatshaus. Die Not war oft so groß, daß das schöne, wertvolle Silberzeug, die Erbschaft der künftigen Verewandlung, zum Teil drei- bis vierhundert Jahre alt, mit der Krone der Argyles und dem Familienmotto: „Wahrheit ist mein Wahspruch“ zum Pfandleiher getrogen werden mußte. Aber war Gelegenheit zur Frömmigkeit, so wurde sie mit Freuden ergriffen. Eines der größten Vergnügen waren die Sonntagsausflüge, an denen groß und klein teilnahm, auch das getreue Leinwand Demant, die, wie Liebknecht sagt, die Diktatur im Hause ausübte, während Frau Marx die Herrschaft hatte. Seit Beginn der Ehe war sie, wie eine der Töchter es ausdrückte, die Seele des Hauses und im höchsten, edelsten Sinn des Wortes Mädchen für alles. Es kam zwar Leiden in das Haus der Großmutter von Westphalen gekommen, wuchs mit den Kindern auf, und

Frau von Westphalen schickte sie dem jungen Paar Marx als das Beste, was sie ihnen schenken konnte. Sie sorgte für die Stärkung des Körpers. Die Familie und die Gäste sangen Volkslieder aus der Heimat, Marx besamerte mit seinem erstaunlichen Gedächtnis lange Passagen aus Dante's göttlicher Komödie oder Szenen aus Shakespeares, wobei seine Frau, ebenfalls eine vorzügliche Shakespeare-Kennetin, ihn öfters abhörte.

Karl und Jenny Marx waren zärtlich liebende Eltern. Wie furchtbar traf sie daher der Beruf, der Kinder, die Opfer des Flüchtlingslebens wurden. Liebknecht beschreibt den namenlosen Jammer der Eltern, die mit so unendlicher Zärtlichkeit an den Kindern hingen. Ruhige Pflege und ein Aufenthalt auf dem Lande oder an der See hätten ihr Leben vielleicht erhalten. „Allein in dem Flüchtlingsleben, in der Höhe von Ort zu Ort und im Londoner Elend war es trotz zärtlicher Elternliebe und Mutterzorge doch nicht möglich, die zarten Pflänzlein für den Kampf ums Dasein genügend zu kräftigen.“ Alle ihre in London geborenen Kinder hatte Frau Marx verloren, bis auf das jüngste Töchterchen Tussy, später Frau Eleonore Marx-Aveling. Als dieses Kind erwartet wurde, wurde großer Rat gehalten. Der Familienarzt, Dr. Allan, erklärte, es gäbe nur eine Möglichkeit, das Kind am Leben und gesund zu erhalten, und das sei, es bis zum fünften Jahre ausschließlich und bis zum zehnten Jahre vorwiegend mit Milch zu ernähren. Das Kind godieh und sah wirklich aus „wie Milch und Blut“.

Herzerregend lauten die Worte, die auf einem losen Tagebuchblatt nach dem Tode von Frau Marx gefunden wurden, als sie einen ihrer kleinen Lieblinge. . . . waren hatte: „Drei Tage rang das arme Kind mit dem Tode. Er litt so viel. Sein kleiner einseitiger Körper ruhte in dem hinteren Stüchchen, wir alle wanderten zusammen in das vordere, und wie die Nacht kam, betteten wir uns auf die Erde. Da lagen die drei lebenden Kinder mit uns, und wir weinten um den kleinen Engel, der fast und erblichen neben uns ruhte. Der Tod des lieben Kindes fiel in die Zeit unserer bittersten Armut. Da ließ ich zu einem französischen Frühlings, der in der Nähe wohnte. Er gab mir gleich mit der freundlichsten Teilnahme zwei Pfund Sterling. Mit ihnen wurde der kleine Sarg bezahlt, in dem mein armes Kind nun in Frieden schlummert. Es hatte keine Wiege, als es zur Welt kam, und auch die letzte kleine Behausung war ihm lange verpfändet.“ Nach dem Tode des kleinen, in London geborenen „Kochens“ hatte die Mutter 1853 auf ein loses Papierblatt geschrieben: „Mein Schmerz war so groß. Es war das letzte Kind, das ich verlor.“ Auf dem gleichen Blatt stand einige Jahre später, nach dem Tode des kleinen „Müch“: „Ich ahnte damals nicht, was mir bevorstand, vor dem alles, alles in nichts versank.“

Von den letzten Tagen von Jenny Marx berichtet ihre Tochter Tussy, d. h. Eleonore Marx-Aveling, an Wilhelm Liebknecht. Tussy im Herbst 1880 war Frau Jenny Marx so krank, daß sie sich nur selten von ihrem Schmerzenslager erheben konnte. Da bekam Marx, von allen mit dem Namen „Möh“ genannt, eine schwere Brustfellentzündung. Er lag in einer kleinen Stube neben der Krankenstube seiner Frau. Das treue Leiden und die Tochter pflegten die Eltern Tag und Nacht. Daß dieser rührenden Pflege wurde Marx wieder gesund. „Nie werde ich den Morgen vergessen“, schreibt die Tochter, „an welchem er sich stark genug fühlte, in Muttersterns Stube zu gehen. Sie waren zusammen wieder jung — sie ein liebendes Mädchen und er ein liebender Jüngling, die zusammen ins Leben eintraten — und nicht ein von Krankheit jerrütteter alter Mann und eine sterbende alte Frau, die fürs Leben voneinander Abschied nahmen.“ Wirklich erholt sich Marx.

Frau Marx hatte monatelang die Qualen erduldet, die das Krebsleiden mit sich bringt. „Und doch hat ihr guter Humor, ihr unerschöpflicher Witz sie keinen Augenblick verlassen. Sie erkundigte sich ungeduldig wie ein Kind nach dem Ergebnis der damaligen Wahlen in Deutschland (1881), und wie jubelte sie über die Siege! Bis zu ihrem Tode war sie heiter und suchte durch Scherze unsere Furcht um sie zu zerstreuen. Ja, sie, die so furchtbar litt, sie scherzte, sie lachte, sie lachte uns alle und den Arzt aus, weil wir so ernsthaft waren. Bis zu ihrem letzten Augenblick hatte sie ihr volles Bewußtsein, und als sie nicht mehr sprechen konnte — ihre letzten Worte waren an „Karl“ gerichtet —, drückte sie uns die Hände und versuchte zu lächeln.“

Als Friedrich Engels kam, der treueste Freund der Familie, sagte er: „Der Mohr ist auch gestorben.“ Und es war wirklich so. Nur die Hingabe an sein großes Werk, das er vollenden wollte, hielt ihn noch am Leben. Bei der Beerdigung seiner geliebten Jenny hatte aber Engels alle Mühe, ihn daran zu hindern, daß er sich in das Grab stürzte.

Auf der Grabplatte auf dem Kirchhof von Highgate steht die Inschrift, die in deutscher Uebersetzung lautet:

Jenny von Westphalen

Das geliebte Weib von Karl Marx.

Geboren 12. Februar 1814

Geftorben 2. Dezember 1881.

Und Karl Marx.

Geboren 5. Mai 1818, gestorben 14. März 1883.

## Obstarbeiter.

Von Walt Carmen.

Einig berechnigte Uebertragung aus dem Amerikanischen von Hermyntia Zur Mühlen.

Während wir im heißen Schatten des Schuppens schmorten und auf die Welken von den Obstarbarn warteten, sagte der Armenier häufig:

„Das Imperial-Tal ist nur für Klapperhähnen ein geeigneter Aufenthalt — und für verdammte Katzen, wie wir es sind.“

„Und für Gelegenheitsarbeiter“, entgegnete der J. W. W. spiz. Er meinte damit den Armenier, der nur etwas Geld verdienen wollte, um dann zu seinem Teppichhandel zurückzukehren. Der Armenier sang auch Arien aus Opern und der J. W. W. behauptete, das mache alles noch ärger. Waren wir nicht zu müde, so folgte auf diese Worte eine Diskussion: etwa zwanzig schmüde Obstarbeiter widersprachen demselben über Arbeit, Mühen und Gelegenheitsarbeiter. Manchmal geschah dies am Tage, häufiger jedoch am Abend, wenn kein Obf mehr von den Farmen kam.

Es ist gar nicht so lange her, daß das Imperial-Tal — einst das Becken eines alten Meeres — eine öde Wüste war, wo in der Sonnenglut die Knochen von Tieren und tolltühnen Menschen bleichten. Der Coloradofluß wurde in Irrigationstanken hergeleitet, und jetzt ist ein großer Teil des Tales ein Garten; der vom Himmel keinen Regen braucht. Alles wächst hier.

Gegen Ende Mai kommen Mexikaner, Philippinos, Indes und Japaner auf die Farmen, um das Obf zu pflücken; in einer glühenden Sonne, bei fünfzig Grad im Schatten.

„Die Leute, die behaupten, es gäbe keine Hölle, sind verrückt“, philosophierte der J. W. W. „Die kennen dieses Tal nicht.“

Obstbeizern gehen, gleich Wanderschaulspielern, gewissermaßen auf Gastspiele. Melonen in Arizona, Colorado und Kalifornien, Kaffeln in Colorado und dem Nordwesten, im Imperial-Tal im Dezember und Januar Laichig — dann wieder Melonen vom Mai bis Juli.

Einer der Arbeiter fand sich einige Wochen früher ein, um die Risten zu zimmern, in die das goldene Obst verpackt wird. Das sind die Aristokraten der Arbeit, sie wohnen auf der Farm in einem Zelt oder in einer Barade. Fast auf allen Farmen ist das Wasser untrinkbar, und das Essen ebenso schlecht. Die Arbeitszeit erstreckt sich auf alle Tages- und Nachtstunden. Aber die Arbeiter erhalten höhere Löhne, hoffen immer „genug zu ersparen, um aus diesem gottverdammten Spiel auszuspringen.“

In den Fruchtgruppen von Calipatria bis Calexico an der Grenze schaukelten wir beim Verladen des Obstes nach dem Osten. Der J. W. B. hatte humoristische Anwandlungen. „Ihr könnt nicht mehr beweisen, daß eure Ähren Weizen waren,“ sagte er, „weil ihr euch die Schwänze abgeschneidert habt.“ Das konnte stimmen. Wir schickten tatsächlich, waren von frühmorgens bis abends ununterbrochen patischnaf.

Der Tag begann um neun. Um diese Zeit kam das erste Obst von den Farmen. Die Obstplücker, Säde auf dem Rücken, begannen beim Morgengrauen ihre Arbeit, die nur am Mittag von der Sonnenglut unterbrochen wurde. Die Packer folgten ihnen bald. Gegen neun Uhr ratterten die ersten Lastkarren in unseren Schuppen und dann war der Teufel los.

Die Kuffler begannen zu zählen. Die Lader schafften die vollen Risten auf Handkarren und brachten sie nach den Kühlwagen, die auf Geleisen neben den Schuppen standen. Gegen Mittag tänte das Rattern der Lastkarren wie tollgewordener Donner. „Fort damit!“ brüllte der Kuffler immer häufiger, „fort damit!“ Und die Karren donnerten eintönig weiter.

Um die Mittagszeit begannen die Lader zu schlafen. Hühnerwagen durchströmten sie, das Thermometer stand auf etwa fünfzig Grad. Die verzeigte Innenseite der Kühlwagen kochte. Die Lader häuften die Risten mit immer härter werdender Gereiztheit. Sie verfluchten die verdammten Lastkarren und die gottverdammte Hitze. Verfluchten jeden Nagel und fingen dann von neuem zu fischen an.

Um die Mittagszeit war die Hitze unerträglich. Das ganze Tal war ein Hochofen, indem Melonen reiften und Obstbeizern schmorten. Die Obstplücker kamen auf der Suche nach Schatten. Bald darauf fegten auch die Packer mit der Arbeit aus. Schließlich wurde es ruhig im Fruchtschuppen.

Es gab da eine primitive Dusch. Die Röhren waren der Sonnenglut ausgesetzt. Der erste, der sich duschte, wurde häufig von dem heißen Wasser verbrüht. Allmählich kühlte das Wasser ab, halb nackte Lader und Packer suchten Vindierung für die Glut ihrer Leiber in einem nie genug kalten Wasserstrahl.

Der Gang vom Schuppen bis zum Estrich brachte keine Erleichterung. Um die Mittagszeit spannt die Hitze der schattenseligen Straßen das Fleisch über die Sackentwachen wie bei einer Trommel. Man leucht auf, wenn sie einem zuerst ins Gesicht schlägt; es ist, als würde plötzlich die Tür eines Hochofens geöffnet. Die drückende Hitze schlägt den Geist und die Junge. Sogar der Armenier schwieg, und der J. W. B. brachte es nur zu spärlichen Klagen. Der Obstbeizern ist ausgetrocknet, wie die Erde in Erdpalmen; er glaubt an die Hölle, denn er arbeitet in ihr.

Der Obstbeizern ist in einem heißen billigen Restaurant „Für die Reiche“. Der eingeborene Sohn jagt für die Bedürfnisse der Negler, Mexikaner, Indianer, Philippiner und Japaner, die in der Gluthitze daran arbeiten, die Rüste in einen Garten zu verwandeln. Aber auch der weiße Obstbeizern ist nicht viel besser daran. Der Kalifornier verzichtet nicht auf einen Schluck des farbigen Sektens. Keine „anfängliche“ Frau will mit ihm verkehren. Es ist arg genug, daß man das Gefindel dalden muß, das einem ermüdet, die Sommermonate voller Beklagen am Strand zu verbringen. In die Melonenkasson vorwärts, so bleibt das Tal einer unglücklichen Hitze überlassen, die nur Negler und Indianer zu ertragen vermögen. Der weiße Kalifornier kommt erst wieder im September zurück.

Am Nachmittag strömen, zuerst langsam, dann immer rascher, die Melonen wieder herbei. Um diese Zeit hat die Hitze bereits alles Leben und Leben allmählich durchdrückt. Das Obst ist so weit gereift, daß es den Markt in voller Reife erreichen wird.

Das Rattern der Karren und die Flüche werden lauter, die Dusch auf der Platforn ruht ununterbrochen. Lader stellen sich völlig angetaun unter sie. Wasser und Schweiß vermischen sich. Das Obst kommt und kommt; der Obstbeizern schafft bis spät in die Nacht hinein.

Jeden verdammten Nachmittag vierzehn bis vierundzwanzig Stunden. Sechs Wochen hindurch, zu sechzig Cent die Stunde, beginnt der J. W. B. sobald er seine Pute wieder hat. „Und wofür zum Teufel...“

„Um Geld zu ersparen“, entgegnet der Armenier.

„Ersparen!“ höhnt der J. W. B. „Man ist nachher so verdammte müde, daß man jede Woche Erholung am Strand braucht und kein ganzes Geld wieder aussucht.“ Er schneidet einen Augenblick, fügt dann aus eigener Erfahrung hinzu: „Aber man erweist, daß die Knochen weniger schmerzen, wenn man mit Alkohol vollgepumpt ist. Und was man nicht verschmähen einem für Weiber ist.“

Der J. W. B. weiß Bescheid; er hat sein Leben im Tal gearbeitet. Hat die Obstbeizern kochen geübt und auch erfahren, was bei dieser jammervollen Hitze der Alkohol anerkennen vermag. Er hat die Arbeiter über die Grenze nach Mexiko gehen gesehen, auf der Suche nach Alkohol und nach Weibern. Mehr als ein Leben wird einem dort abgenommen.

Spät abends beginnt die Obstplücker wieder zu rattern. Allmählich vermindert sich das dauernde Rattern der Lastkarren in des Karrens eines stillernden Stimmens. Die erschöpften Arbeiter liegen auf dem lahlen Rücken und warten auf Nachzügler von den Farmen. Die Sonnenglut hat einen kühleren Nacht Hauch gemacht. Abweilen weht ein laher Wind, eine Gabe, die nur der Obstbeizern wirklich zu schätzen versteht.

Der Tag ist nicht allzu erquickend, so rufen die Männer über Arbeit, Mühen und Selbsterhaltung.

„Geh zu dem Teufel gehst du mit dir.“

„In die Hölle“, erwidert der J. W. B.

„Und was machst du das hier?“

„Die Hölle, aber ich werde dich noch in eine zweite bringen.“

Um diese Stunde haben die Erntearbeiter etwas von ihrem Glück eingesehen. Der Armenier des J. W. B. wird mehr als ein Leben in der Hölle verbringen, wenn er nicht in das Tal in Los Angeles entflieht.

Einige gehen weiter nach Arizona, um noch Geld zu verdienen; manche haben eine Familie zu ernähren. Andere wandern in Kalifornien weiter, der Sporn der verdammten Melonen nach. Der Obstbeizern mag den Obst annehmen. In der nächsten Saison werden sie wieder in diesem Tal sein. Der J. W. B. der Armenier, alle Arbeiter Arbeiter.

„Was“, wurde der J. W. B. antwortet. „Arbeit ist Arbeit. Sie haben nicht die Finger erregt. Wenn zum Teufel gehst du der Hölle.“

(Das von Amerikanern von Fremden zu Rufen.)

## Die Vogelinsel Taporkoff.

(Mit besonderer Erlaubnis des Verlages Cicerone & Schröder, Stuttgart, dem Buche „Vulkane, Bären und Nomaden“ von Steu Bergmann entnommen.)

Wir unternahmen täglich Fahrten nach verschiedenen Richtungen, wobei wir jedesmal eine bunte Beute an Tieren und Pflanzen heimbrachten, die gehörig präpariert und den Sammlungen einverleibt wurden. Die Nachbarn wunderten sich manchmal nicht wenig über unser Tun und hielten uns wohl gar für Narrich, wenn wir Fliegen, Ratten und Fische fingen und alle möglichen Arten Gras sammelten.

Zu den lohnendsten Ausflügen in Kamtschatka gehören jene zu den Vogelbergen von der Küste. Ich will eine solche Fahrt schildern. Wir wandten uns zunächst der klippigen Insel Taporkoff zu, die südlich des Einlaufes in die Kwajtscha-Bai und etwa 35 Meilen von Petropawlowsk entfernt im Stillen Ozean. Von ihr wurde behauptet, daß sie der Nestplatz von Tausenden und Aber-Tausenden von Schwimmgänsen sei.

In einem Motorboot verließen wir an einem Augusttage den kleinen wirklich gut geschützten Hafen von Petropawlowsk. Draußen auf dem Meere schwammen einzelne Vögel, es sind Laporte (Lunda cirrhata) und Arras (Uria lomvia arra), zwei für die Küsten Kamtschatkas typische Vögel. Der erste ist ein sehr eigenartiger Vogel: er ist kohlschwarz, hat roten Schnabel und rote Flügel und zwei lange, gelbe Federbüschel am Kopf. Er gehört zu den Altvögeln und hat es nicht leicht, rasch vom Wasser aufzuliegen. Wenn sich das Motorboot nähert, verflucht er erst davonzuschwimmen, flucht aber bald ein, daß dies nicht gelingen wird, und versucht aufzuliegen, aber der Körper ist zu schwer. Er peitscht das Wasser mit einigen Zeit mit den Schwingen, ehe es ihm gelingt, sich über die Wasseroberfläche zu erheben. Dann aber geht es um so besser. Der Arra gleicht unseren Trottellummen. Er ist auf dem Rücken schwarz und auf der Unterseite weiß und taucht, wenn ein Boot sich nähert lieber unter, als daß er aufsteigt. Dann kommen ein paar Kormorane (Phalacrocorax pelagicus), große schwarze Vögel mit langen Halsen, die über das Boot dahinfliegen. Wir nähern uns dem Auslauf und die Peinungen des Meeres machen sich bemerkbar. Das Einfließen vom Ozean in die Kwajtscha-Bai ist sechs bis sieben Kilometer lang und eiliche Kilometer breit. Es gibt da draußen mehrere Klippen und Untiefen und die Aus- und Einströmungen sind stark. Die Küsten sind auf beiden Seiten klippig. Es ist deshalb in Sturm und Nebel für Seefahrer eine gefährliche Passage.

Im inneren Teil dieser Durchfahrt liegt die große Vogelklippe Subuschka (Großmutter), die unerreichbar ist und einer großen Kolonie Nörmen und Laporten als Heimstatt dient. Etwas weiter draußen liegen auf der anderen Seite nebeneinander drei hohe und schmale Klippen, die gewissermaßen im Wasser stehend balancieren. Es sind die von unzähligen Nörmen bewohnten Tri Brati (drei Brüder).

Die Vogelklippen werden immer zahlreicher. Sie streichen in großen Gruppen daher, zum Teil Arras, Laporte und Kormorane, aber auch vereinzelt Nörmen. Je näher wir der Insel kommen, desto dichter schwärmen die Vögel. Besonders die Laporte nehmen an Zahl zu.

Wir sind jetzt dicht bei der Insel. Zu all den übrigen kommen nun Tausende und Aber-Tausende, die sich von den Felswänden und Grasabhängen der Insel heraus- und herumschüttern. Um das Schauspiel noch großartiger zu machen, feuerten wir einen Schuß ab. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Das waren nicht mehr Tausende, sondern Zehntausende, die eine schwarze Wolke um uns herum bildeten. Es war ein Schauspiel, wie etwa auf den weitberühmten Vogelbergen, an den Westmanns Inseln vor der Südküste Islands, die ich ein Jahr vorher fast am selben Tage besucht hatte.

Es dauerte recht lange, bis die aufgeschürten Massen sich wieder beruhigt hatten.

Auf einer Seite der Insel gibt es einen schmalen Strandstreifen, wo man landen und in nordnordlicher Beschränkung ein Zelt aufschlagen kann. Dort richteten wir unser Zelt auf den Strandsteinen auf, denn wir beabsichtigten einige Tage zu bleiben.

Die Vögel graben sich ihre Horste in den Boden der grasbedeckten Abhänge hinein, in Höhlen, die gewöhnlich über einen Meter tief in den Boden reichen. Wir hielten einen steilen Hang hinauf, an dem viele Höhlen lagen. Einer der Ruffen steckte den Kopf in eines der Löcher, Jahr aber rasch wieder zurück. Ein Laport war ihm ins Gesicht gefahren und hatte ihm mit seinem schwarzen Schnabel die Oberlippe auseinander gehauen. Mit diesen Schnäbeln, die dem Vogel den Namen gegeben haben, ist wahrhaftig nicht zu spaßen. Laport bedeutet nämlich „Kleine Art“. Der arme Seemann hatte für sein Leben eine Halswunde abbekommen und fäherlich gackt er niemals in eine Laporthöhle hinein.

Mehrere Tage lang studierten wir nun das reiche Tierleben auf der Insel. Die Laporte waren dort draußen die Charaktervögel. Alle hielten in den unglücklich äppigen Grasabhängen, die einen großen Teil der Insel einnehmen. Da lag doch neben dem alle mit kleinen weissen Schwärzen Jungen besetzt, das das Fräulein war zu dieser Zeit schon vorüber. Zwischen Höhlen und Meer ging ein Hin- und Herreden der Alten. Der Laport ist ein geschickter Flieger und den Schnabel voll kleiner Gänse für seine Jungen kommt er zum Abhang zurückgefliegen und legt sie bei seiner Höhle nieder.

Wenn die Laporte im Monat Juli Eier haben, fährt immer ein Teil der Petropawlowsker zur Insel hinaus und sammelt sie. Sie bringen Laportkörner gemischt mit ihren. Hühnerkot und unger handerte von Eiern fort, die sie dann im Haushalt verwenden. So lange wir auf der Insel weilten, lebten wir hauptsächlich von Laportfleisch. Es hat einen etwas trangen Geschmack, ist aber genießbar. Aber es hat gewisse Nachteile seine Mangelhaftigkeit im Fleisch unter den Schwärzen Vogelweissen einzunehmen, und hier und da bekam man eine unangenehme Bekämpfung, die unter ein Dach zu setzen. Zuweilen mußten wir uns deshalb ins Zelt zurückziehen, das oft der Oberseite teilweise die Hitze wechelte.

In den hohen Felsenhöhlen, die fast bis ins Meer abhängen, wohnen die Arras und Kormorane, die ihre Horste in die Felsen bauen. Ganz oben auf der Insel gab es ein Plateau mit spärlichem Pflanzenwuchs. Auf dem höchsten Punkt, der eine mächtige Insel über die tieferen Klippen, die Gebirgslandschaft, die Kollase und des blauen Meer gewährte, stand eine Bambus-Gruppe mit einer verblühten und gelblichen japanischen Flegel in der Mitte. Eine kleine Insel lag bei dem Meer. Sie mußte während eines großen Teils des Sommers wohlgedeckten Tisch und immer Eier sein Frühstück haben.

## Ohne Sühne.

Von Paul Kirchhoff.

Als der junge Herr Conradt einige Wochen lang in der kleinen sibirischen Provinz eines Amtes gewaltet hatte, wurde man mächtig in der Gemeinde überredet, daß es ihm gar zu sehr an der menschlichen Menschheit fehle, die man dort mit so schlechten Mitteln zu regieren sah. Man sah ihn nur zu oft in seiner Amtsstube sitzen und die Leute an den Füßen der Tische schlagen, und so kam es, daß der Herr Conradt, der sonst ein sehr angenehmer Mensch war, nun der Herr Conradt wurde, der die Leute an den Füßen der Tische schlägt. Man sah ihn nur zu oft in seiner Amtsstube sitzen und die Leute an den Füßen der Tische schlagen, und so kam es, daß der Herr Conradt, der sonst ein sehr angenehmer Mensch war, nun der Herr Conradt wurde, der die Leute an den Füßen der Tische schlägt.

Es geschah es an einem gelegenen Tag zwischen Himmel und Meer, daß der junge Herr Conradt in einem wohlgekauften Kreis rheinischer Männer und Frauen verloren hat. Man sah in lockeren Gruppen in einer Wölke unerschütterlicher Heiterkeit. Und Herr Conradt war erstaunlich rasch angetaunt — o — er war es schon bald in ganz ungewöhnliche Weise. Sein dünnes, röthliches Haar, das sich gemeinlich sanft und friedfertig über den schmalen Schädel legte, stand einzelnen Büscheln steif und sträubig emporgestäubt. Stirn und Wangen hatten ihre astetische Blässe mit heiterer Röte vertauscht, und in die verkommenen Geblirgungen war ein Glanz der Lust geraten, wie er sonst nur im blühenden Bild der Unbegreiflichen leuchtet. Mehrmals schon hatte sich Herr Conradt zu hundertmal Ansprachen erhoben, deren reiches Vortreffliches der farge Farbige seiner Predigten weit übertraf. Häufiger noch hatte er bereits seinen spizen Tenor, der zudem ein bischöflich gaumig Klang, in stürmischen Tönen verströmen lassen. Und a der Urtige Hausherr die jüngeren Jahrgänge des Umtrun durch einen vollstigen Einundzwanziger erregte, in dem ja Paradies und Inferno mischten, wurde der geistliche Geist zu feuchtigen Troubadour, dem das Lob der Frauen in mächtigen Begeisterungsgüssen von den feuchten Lippen quoll.

Gleichwohl wahrte Herr Conradt, allen Kobolden der glatten Verspöhrtrants zum Trotz, einen Rest tief verwurzelter Ordnungssinn. Als die Turmglocke mit zehn blechern Schlägen mahnte, erhob er sich stracks und nahm Abschied. Zu sorglich bei man ihm Begleitung an, aber er wies sie fast sehr zurück. Kaum lag indeß das Haus hinter ihm, als die tolle Dinge seiner Umgebung zu seltsam satirischem Leben erwachten. Der Fortschritt des Fußleuges, den der Vormärtsstrebende nachdachte zu meiden suchte, giht immer wieder schlängeln, als ihn ein und trieb mit seinen taustenden Füßen ein heimlichliches Spiel, jedoch sie anausgesetzt in klappernde und humpelnde Wirkung gerieten. Laternenpfähle, die wie herausfordernde Müßiggänger am Wege standen, sperrten dreist und rüpelhaft den Weg und nötigten zu weisheitsvollen Umgebungsveränderungen. Und die Häuserwände und Gartenzäune hatten mit einem Wackelbewegenswerte magnetische Kräfte gewonnen. Sie zogen den pendelnden Wanderer unwiderstehlich an, um ihn gleich darauf mit schneider Willkür, ebenso heftig wieder abzustößen. Detailliert in zwangvollem Blick begangen, behnte sich der Heimweg in Uferlose. Und die sonst so wohlregenen Widmagen des Herr Conradt sich auch beim Entkleiden höchst widerpenstig abarbeiteten, holte die Turmuhr just zum Mitternachtschlage aus als in den einsamen Junggesellen-Küchen der Pfarrwohnung endlich ein friedlich lägendes Schnarchen begann.

Der freundlich blinzeln Willkommlich des nächsten Morgens vermochte nicht, die dunkle Hülle tiefster Besamung zu durchdringen, die das schmerzende Haupt des erwachenden Schlafers umfloss. Herr Conradt erhob sich ähnen und von peinvollen Selbstanklagen geschüttelt. Beim schwerfälligen Aufstehen mißbilligte er in feierlich eindringlichem Selbstgespräch sein schändes Gebaren vom Vortage und schwur erschüttert, die Gefahr eines Rückfalls mit allen Kräften des Schwergewisses zu widerstehen. Gleichwohl erwies sich dann jede Stunde die schwarzen Tages als eine bittere Last. Als aber in den folgenden Tagen die Gemeinde ihrem Pfarrer statt des gesüchteten Unwillens ein merkbar gesteigertes Wohlwollen entgegenbrachte, begannen sich die Reueanfalle rasch zu verflüchtigen.

Schon war Herr Conradt dazu gelangt, gelegentlich Rückblicke auf jenen Abend mit einem pittoresk munteren Vögelchen abzuklappen, als an einem Vormittag der Kirchenrat Hugelmann unerwartet bei ihm eintrat. Eine amtlich ernüht Unterredung begann. Die Nachricht vom dem beschwerlichen Heimweg des jungen Pfarrers war in die Residenz gelangt und Hugelmann, dem die freien Faltten feuertöpfischer Anerkennlichkeit in seinem gelben Ledergericht standen, hub ein scharfes Verhör an, das den Angeklagten erneut in tiefe Zerknirschung stürzte. Mit der Ankündigung empfindlicher Strafe kehrte der selbstgerechte Ordnungswächter dem Pfarrhaus den Rücken und ließ einen Bergweilten zurück.

Vom Bewußtsein strengster Nichterfüllung gestrafft, löst Hugelmann schwarz, steif und gemessen dem Bahnhof zu, als ihn beim Gerichtsgebäude der Amtsrichter Klog begegnete. Breit schulterig, ungehämmt und mit sprudelndem Willkommwort stümpfend, die kleine, stämmige Jurist dem hageren Theologen entgegen. Beide waren Schul- und Studiengenossen gewesen. Und wenn auch Klog den haarspaltenden Guesgram des anderen keineswegs liebte, so erschien ihm der Jugendfreund im Augenblicke gleichwohl als sehr geeigneter Gesellschafter beim gewohnten Frühstuck.

Eine kleine Weinprobe nahm beide auf. Und da der Amtsrichter wie stets lühne und herausfordernde Behauptungen zur Erörterung stellte, entspann sich rasch ein heiliges Zwiegespräch, das sich unheilbar über zahlreiche Lebens- und Wissensgebiete ergoß und die Mundfertigkeit beider Männer zu Höchstleistungen anspornete. Als man sich schließlich auf ein Ende bejann, war der Nachmittag weit vorangeschritten und auf dem Tische stand eine stattliche Zahl entkapellter Flaschen.

Wüthig, schwarz, und gemessen trat Hugelmann ins Freie. Kaum aber hatte er einige Schritte getan, als er mit ausstehenden Armen ins Leere griff und sich in die Knie sank. Zu gleich erschlaffte sein heiter Hals und ließ das allzeit hochgeredete Haupt matt und fahrig vorüberstürzen. Klog übernahm die Lage sofort. Ein rasch beordeter Wagen fuhr vor, noch ehe sich mehr als ein bedehendes Trüppchen von Gassern verammelt hatte. Und als der Zug zur Residenz planmäßig abging, sah der schüchtern Gefährte allein in einem Polsterabteil und war der Obhut des Schaffners anvertraut.

Der hollereuchteste Bahnhofs des Bahnhofes der Residenz war bereits größtenteils geleert, als auch der Superintendent Hugelmann, der einen Befucher zur Heimfahrt geleitet hatte, sich zum Gehen wandte. Eine gummierte Koffertimme, die sich habig in anfeuernden Anrunderungen erging, ließ ihn aufhorchen. Er blinnte zurück. Da froh, aus einem Abteil, mühselig und grotesk, ein schwarzes, formlos zerfünftertes Bündel, entwiderte sich mit Hilfe eines Beamten langsam und ungelent zu einem dünnledrigen Ledersack und verfluchte sofort mit schwer fallender Zunge zu rätionieren.

Ein Schauer kalten Schreckens überann Herrn Hugelmann; kein Zweifel, das war Hugelmann, den er als Hüter der Ordnung entlarvt hatte. Aber auch hier fornte rascher Entschluß sofort die zwiefelhige Tat. Zwei Dienstmänner, die in müßiger Reagier breitbeinig herangekehrt waren, griffen auf Weisung des Superintendents herb unterstützend zu. Und als die völlig hilfliche Klagegehalt des Anfallmings in einem Wagen sah, hiez der Superintendent mit gerungelter Stirn und einem freien Teufel des Entsetzens zu ihr ein. Hinter dem abrollenden Gefährt ließ die Nacht ihren dunklen Vorhang gleichmäßig fallen.

Herr Conradt wartete lange in sagender Unsiherheit auf die Verhängung der angebrochten Strafe. Als nach Wochen selbst die behdeidende Klage ausblieb, erkannte er in aufatmender Demut, daß ihm unerdiente Gnade zuteil geworden war. Bis bald trieb ihn eine überquellende Dankbarkeit, bei den heitersten Lebensgeplügen seines Amtsbereichs mit spitzwütigen Eifer anzupassen. Und er tat es mit solch schönem Erfolg, daß er hinfort nie wieder Gefahr lief, keinen nachlässigen Heizer in anheimlicher Haltung zurückzuliegen.

## Lustiges.

Bericht.

Meier war sehr hoch auf seinen Sohn und Erben. Gern zeigte er ihm seinen Freunden. „Nun, lieber Müller,“ sagte er zu einem Bekannten, „was halten Sie von meinem Jungen? Jambler Karl, was?“ „Ja, ja“, meinte Müller. „Glaubst du, daß er mir abhandelt?“ „Ja — ja — lieber Meier. Ja — um die Wahrheit zu sagen — ich glaube, das ist der Fall.“